



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1910

9 (1910)

Vergi'scheinrich

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhiratlischer Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 9.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
M. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

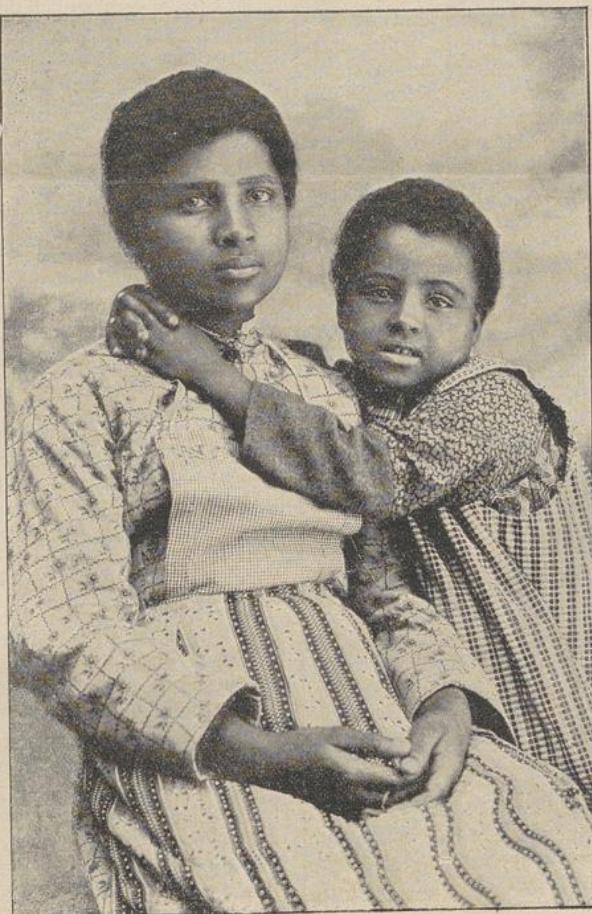
Überzählungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer die Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergi'scheinrich
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Geschwister.

Köln a. Rh.
September 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergi'scheinrich
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergi'scheinrich
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

An meine Heimat.

Auf nun, lichte Geistes schwungen,
Zu der lieben Heimat Strand!
Muß die Stätte doch besingen,
Wo einst meine Wiege stand!

Laß dich grüßen, laß dich grüßen,
Liebe Heimat, stilles Tal,
Wo ich glücklich konnt' genießen
Meiner Jugend Sonnenstrahl.

Wo am Hügel, waldumschlungen,
Und von Fluren grün umhäuft,
Ich mein erstes Lied gesungen,
Und den schönsten Traum geträumt.

Wo des Christenglaubens Triebe
Früh sich in mein Herz gesenkt,
Und zu wahrer Gottesliebe
All mein Schenken hingelenkt.

Mag die Fremde auch entzücken,
Mag erfreuen ihr Gesild,
Nimmermehr kann sie entrücken,
Mir der Heimat teures Bild.

Und dies Bild mich stets begleitet
Durch das wirre Leben hin,
Bis es mich nach oben leitet,
Der ich hier nur Fremdling bin.

G. Schöner.

Aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Mansuet, R. M. M.

St. Joseph. — Es werden bald 5 Jahre sein, seitdem ich das letztemal einen Beitrag für's Vergleichmeinnicht geliefert. In der Zwischenzeit beriesen mich meine Obern von Clairvaux, woselbst ich das Missionswerk unter so großen Mühen und Opfern begonnen hatte, nach St. Michael und Himmelberg. Habe auch dort viel und mancherlei erlebt, doch eignet es sich weniger für die Öffentlichkeit. Seit einem halben Jahre bin ich hier auf unserer neuen Missionsstation „St. Joseph“, die über 200 engl. Meilen von der Küste entfernt ist.

Das Klima ist gefund, viel besser als in St. Michael und Himmelberg. Während ich dort ganz von Kräften gekommen war, fühlte ich schnell wieder neue Kraft und frisches Leben in mir; und die Einfalt, Gutmütigkeit und Gelehrigkeit des hiesigen Volkes hat auch meinen Seeleneifer neu belebt. So schweiste ich denn schon in den ersten Wochen meines Hierseins überall herum, um Land und Leute kennen zu lernen und feste Katedchenstellen auszuwählen.

Eines Tages ritt ich über den Klipriver und begann gleich in den ersten Kraals, auf die ich stieß, ein Gespräch über die Religion usw. Ich fand bei den Leuten ein geneigtes Ohr, und als ich weiterreiten wollte, sagte mir eine Frau: „Dort drüber am Fuße jenes Berges steht ein Kraal, dessen Besitzer ebenfalls große Liebe zum römischen Glauben hat.“ — Ich fand daselbst eine bedeutende Anzahl Kaffern und unter ihnen einen bejahrten blinden Mann, dessen Rede mich vermuten ließ, daß er einst ein protestantischer Prediger gewesen sein müsse. Ich hatte mich nicht getäuscht. Der gute Mann wünschte mit mir allein zu sprechen und erzählte mir sodann, er sei zuerst lutherisch getauft worden, habe sich aber später den Wesleyanern angeschlossen, weil es in jener Gegend fast nur Anhänger dieser Sekte gibt. Bei diesen nun habe er lange als Umschumayeli (Prediger) gedient, bis er alt und blind geworden sei; da habe man ihn auf die Seite gehoben. Seit längerer Zeit fühle er ein großes Verlangen in sich, katholisch zu werden; nun habe mich Gott zu ihm gesandt, ihm zu diesem Glücke zu verhelfen. (Der Mann weinte dabei vor Freude.) Aber nicht er allein, fügte

er bei, wolle nun katholisch werden, nein, alle jene, die er einst im christlichen Glauben unterrichtet, wollen er bewegen, ihm in die römisch-katholische Kirche zu folgen.

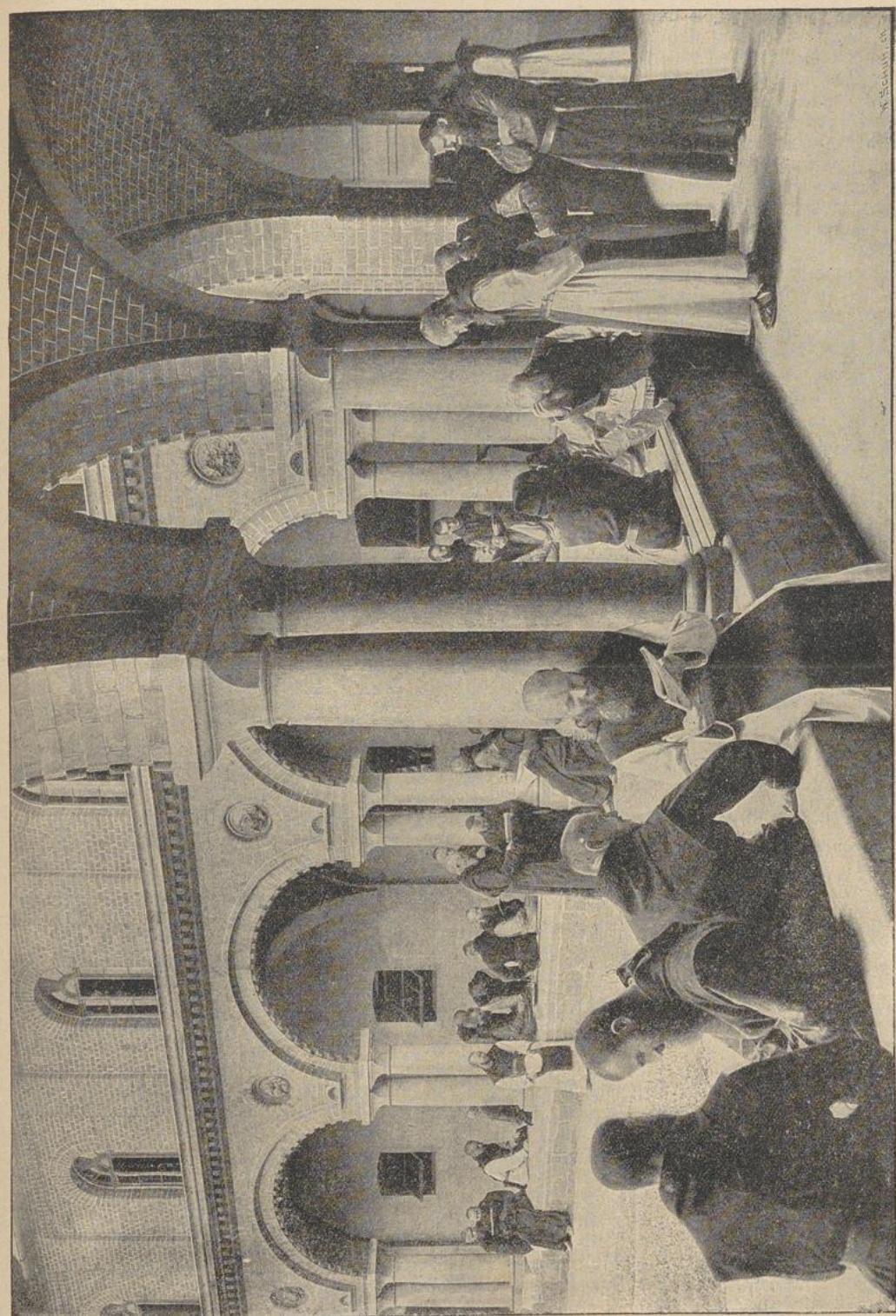
Dass dieser sein Eifer kein bloßes Strohfeuer gewesen, hat sich bereits gezeigt; denn eine ganz beträchtliche Anzahl seiner ehemaligen Schüler läßt sich nun von mir und meinem Katedchen unterrichten.

Zeitweise muß ich auch nach Ladysmith, um dort schwarze Christen Beicht zu hören. Alter Gewohnheit gemäß lenkte ich einmal dabei mein Röcklein vom Wege ab und besuchte einen Kraal. Ich fand dort lauter Wesleyaner. Sie freuten sich über meinen Besuch und den in Aussicht gestellten Unterricht, schickten auch gleich zu einem zweiten Kraal, der etwa eine englische Meile davon entfernt ist. Diese, ebenfalls wesleyanische Protestanten, waren eben am Pflügen, spannten aber sogleich die Ochsen aus, eilten zum erstgenannten Kraal und hörten begierig die Worte des Heiles. Aehnliche Züge könnte ich noch manche erzählen.

Wenn ich in einen Kraal zum Unterrichte komme, setzen sich die Leute zu meinen Füßen und hören mir aufmerksam zu, ähnlich wie einst Magdalena beim lieben Heiland getan. Doch eines der Weiber übernahm einmal den Dienst der geschäftigen Martha. Sie reinigte nämlich mitten unterm Unterricht einen Trinkbecher und goß amasi (dick, saure Milch) hinein, um mich damit zu laben. —

Ein gutmütiger Protestant, den ich jüngst besuchte, verglich ganz naiv die Protestanten mit dem „verlorenen Sohn“, der nun reumütig ins Vaterhaus der katholischen Kirche zurückkehren wolle.

Ende Oktober v. J. fand die Einweihung unserer neuen Kapelle statt. Es fanden sich dabei viele Protestanten und auch einige Heiden ein. Die schönen Ceremonien des katholischen Gottesdienstes erregten ihre höchste Bewunderung. Nach der Feier näherten sich einige Wesleyaner unserem schwarzen Katedchen Johannes Putuli und fragten, was denn das für schöne abafundisi (Missionäre) dort seien zu beiden Seiten des Altares? Sie hätten so glänzende Kleider an, jeder trage ein niedliches Kind auf dem Arme, sie ständen aber so ruhig und unbeweglich da und sprächen kein Wort.... Die vermeintlichen Mis-



Rekreation.

näre aber waren nichts anderes als zwei lebensgroße Statuen der allereligsten Jungfrau und des hl. Joseph! — Die guten Leutchen, die wahrscheinlich noch nie eine hübsche Statue gesehen hatten, glaubten, sie seien lebendig und gehörten zum Missionspersonal unserer Kirche. —

Im allgemeinen finde ich das hiesige Volk schlicht und einfach, willig und gutherzig. Ich hoffe, daß sich mit der Zeit recht viele von ihnen dem katholischen Glauben zuwenden werden. Wie schon mehrfach angedeutet, ist hier alles voll von Protestanten; letztere sind uns hier noch mehr als an anderen Orten zuvorkommen. Ich darf sagen, die Mehrzahl der hiesigen Käffern ist protestantisch, und es gibt kaum einen heidnischen Kraal, der nicht schon mehr oder weniger vom Protestantismus angehaucht wäre. Andererseits ist allerdings auch der Drang zur katholischen Kirche groß, doch ist es und bleibt eine schwere Aufgabe, aus anfänglichen Protestanten wahre, gute Katholiken zu machen. Da tut reichliche Gnade von oben not; deshalb bitte ich alle, welchen die göttliche Vorsehung diese Zeilen zuführen wird, um das Almosen ihres Gebetes.

Zum Schlusse noch ein Punkt, der mir sehr am Herzen liegt: Viele protestantische Kinder hegen den Wunsch, zu uns in die Schule zu kommen, desgleichen wollen viele protestantische und heidnische Eltern ihre Kinder zu uns in die Schule schicken. Nun haben wir aber hier, in St. Joseph, noch gar keine Schule, und wir werden auch wahrscheinlich uns noch geruhte Zeit gedulden müssen, bis eine solche gebaut ist; denn eine Schule kostet immerhin Arbeitskräfte und Geld. Das ist nun etwas überaus Hartes für den Missionär, Kinder abweisen zu müssen, die zu uns in die Schule wollen. Findet sich niemand unter unseren lieben Freunden, der auch dazu ein Scherlein beitragen wollte? Für die kleinste Gabe sage ich zum voraus ein hundertsaches, herzliches „Vergelt's Gott!“

Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben.

Von Br. Protasius Muth, R. M. M.

Mariannhill. — Schon oft wurde ich an obigen Ausspruch des seligen Benediktinermönches Notker von St. Gallen erinnert, namentlich aber geschieht dies hier in unserem Mariengarten; traf ich doch dafelbst innerhalb der letzten drei Monate gar häufig mit sehr gefährlichen Schlangen zusammen.

Gleich in der ersten Woche — ich war gerade in der nahen Waldanlage mit dem Pflanzen junger Bäumchen beschäftigt — gelang es dem mit der Aufsicht unserer Schuljungen betrauten Bruder Trophimus, eine acht Fuß lange Mamba zu töten. Diese Schlangenart zählt zu den allergefährlichsten schon wegen der Kraft und Schnelligkeit, mit der sie sich auf den Gegner wirft. Raum 14 Tage darauf fand ich selbst in unserer Gartenhütte eine mittelgroße Schlange zwischen Brettern schlafend, während Bruder Marcius, der ebenfalls einen Teil unserer Schulknaben beaufsichtigt, noch innerhalb derselben Woche zwei Schlangen begegnete; über die eine war er ahnungslos hinweggeiritten, die zweite konnte er glücklicher Weise erlegen.

Eine andere, der überaus giftigen Busulu ähnliche, schwarz-gelb gefleckte Schlange trafen ganz in der Nähe unserer Gartenhütte die mir zur Hilfe

beigegebenen sechs Käffernjungen. Sie machten mit ihr kurzen Prozeß und warfen sie mit Steinen tot. Und gestern erzählte mir Bruder Gabriel, der gerade mit der Messung unserer Gärten und Felder beschäftigt ist, sein schwarzer Gehilfe habe mittels einer 1½ Fuß langen Drahtnadel, wie solche bei Messungen verwendet werden, eine große schlafende Busulu mit dem Kopf an die Erde gespießt, genau so, wie es weiland der Begleiter des Königs David dem schlafenden Saul zugesetzt hatte. — Die Busulu ist, wie gesagt, sehr giftig und überaus gefährlich; denn sie ist meist im Laube oder hohem Gras versteckt, und wird wegen ihrer eigentümlichen Färbung (bläßgelbe und schwärzliche Ringe) nicht leicht bemerkt, zumal im Herbst oder Winter, wenn Gras und Blätter dürr geworden. Bereit richtet sie sich mit dem Vorderleib senkrecht empor und fährt mit ihrem giftgeschwollenen Kopf wie ein böser Gänserich zischend hin und her.

Ein merkwürdiges Abenteuer mit einer Schlange hatte ich auch am 14. Mai l. J. Ich war eben vor der mehrernähnten Gartenhütte beschäftigt, als ich plötzlich ein merkwürdiges Geräusch hörte. Es war, als sei von der haushohen wilden Banane oder vom Hüttendache selbst etwas heruntergefallen. Ich schaue nach und entdecke eine mittelgroße, etwas über einen Meter lange, giftige Schlange. Schnell erfaße ich ein Brett und stoße auf sie ein; doch ich war wegen der Länge des Brettes in meinen Bewegungen gehemmt, und so gelang es dem giftigen Reptil, durch die Fensterläden hindurch in die kleine Veranda zu schlüpfen, welche die Vorderseite der Hütte umgibt.

Wohl eile ich schleunigst nach, kann sie aber nirgends mehr erblicken. Da kommt mir der Gedanke, sie könnte vielleicht in die Gartenhütte selbst hineingekrochen sein! Hastig reiße ich dort eine leere Petroleumskiste zur Seite — siehe, da fährt die Schlange wie besessen darin herum! Ich hatte noch dazu in der Aufregung die Kiste an der offenen Seite angefaßt. Ich stoße neuerdings nach ihr, doch sie eilt heraus und verkriecht sich unter einige auf Ziegel gelegte Bretter an der Wand der Blechhütte. Ein Riß mit der freien Hand, und die Bretter fliegen zur Seite, die Schlange aber fährt, nach einem Schlupfloch suchend, hart an der Wand hinauf. Wieder greife ich nach meinem Brett und stoße kräftig nach ihr; doch leider gelingt es mir bei den blitzschnellen Bewegungen, die sie macht, nicht, den Kopf zu treffen. Einmal kam sie auch geradenwegs auf mich zu, sodaß ich mich, da ich in den bloßen Sandalen war, geschwind auf die Seite werfen mußte. Wie ich abermals nahe, ist sie schon beim Schlupfloch an der Ecke, wo sie offenbar hereingekommen, wieder hinaus, und so schnell ich ihr auch um die Türe herum nachhaste, so kam ich doch schon zu spät; sie war und blieb verwundet. Auch die schwarzen Buben, die inzwischen herbeigekommen waren, konnten trotz ihrer scharfen Augen keine Spur von ihr entdecken. —

Zum Schlusse noch ein paar diesbezügliche Erinnerungen aus Emäus, wo ich vor einigen Jahren stationiert war. Ich mußte da einmal eine der Poststrafe entlang gelegene Grasfläche abbrennen, wobei manstellenweise einen dünnen Grasbüschel abreißt, ihn ein wenig anbrennen läßt, und so das Feuer weiterträgt. Da mir jedoch der Wind an einer Stelle gar so viel Rauch und Qualm ins Gesicht trieb, mußte ich eine kleine Strecke auslassen. Wie ich kurz darauf dorthin zurückkehrte, das Fehlende nachzuholen, sah

ich einige wilde Käffern vor einer Bululu stehen. Leydere hatte sich vor dem Feuer geflüchtet, war aber von den Schwarzen erblickt und mit Steinen tot geworfen worden. Noch war etwas Leben in ihr, und die Käffern stoben, als ich sie am Schwanz aufhob, laut schreiend auseinander. Nun, sie wissen recht gut, weshalb sie eine solche „Heidenangst“ vor einer Bululu haben. Mein Vorgezelter, dem ich die Schlange zu Hause vorzeigte, sagte sofort: „O, die sind sehr giftig; dazu hier, im Griqualand, leider gar keine Seltenheit!“

Auch „Kant“, unser treuer Haushund in Emaus — er war der ständige Torhüter vor der Wohnung unseres Chrw. Vaters Franz — war einmal draußen im Felde von einer Schlange gebissen worden. Er fing jämmerlich zu heulen an, und der eine Fuß schwoll ihm gleich so stark an, daß man ihn, den sonst Unermüdlichen im Rennen und Laufen, heimtragen mußte. Hier kam er nun in die Pflege der guten Schwestern, die ihm fleißig Lieberschläge um die wunde Stelle machten; das brachte den armen „Kant“ nach einiger Zeit wieder auf die Beine.

Aehnliche Beispiele könnte ich noch viele anführen, will mich aber für diesesmal mit dem Gesagten begnügen. Tausend Dank der göttlichen Vorsehung, die uns bisher in all diesen Gefahren so wunderbar beschützte.

Ein schwarzer Schreikünstler.

Vom Hochw. P. Sixtus Wittelbund, R. M. M.

Reichenau. — Es war in der ersten Zeit meiner Missionstätigkeit; ich war damals noch schwach im Käffrischen, und besonders fremde Leute, mit denen ich noch nie verkehrt hatte, verstand ich nur schwer. Nun galt es eines Tages, einen benachbarten jungen Häuptling zu einer Feierlichkeit einzuladen. Da ein Vorte, den ich zu diesem Zwecke abschickte, nur ungenügenden Bescheid zurückbrachte, machte ich mich schließlich selbst auf den Weg.

Ich komme zum betreffenden, in einer schrecklichen Wildnis liegenden Kraal, der sich, was Ordnung und Reinlichkeit anbelangt, in nichts von einem gewöhnlichen Käffernkraale unterschied. Seine „Durchlaucht“ ist gerade zu Hause und gewährt mir bald die erbetene Audienz. Der junge Häuptling fühlte sich geschmeichelt, einen Missionär der Ama-Roma in seinem Kraal zu sehen, und zeigte sich äußerst freundlich und entgegenkommend. Die Hauptfache jedoch, ob er nämlich zum besagten Feste kommen wolle, oder nicht, drückte er so gewunden und ungenau aus, daß ich nicht wußte, wie ich daran war. Der Häuptling bemerkte

meine Verlegenheit, konnte sich aber nicht entschließen, auf meine Frage klipp und klar mit „ja“ oder „nein“ zu antworten.

Doch halt! da kommt ihm ein rettender Gedanke! „Warte einmal, Umsfundifi, warte, ich will gehen und will Dir einen Brief schreiben!“ Raßch, ohne eine Antwort abzuwarten, verschwindet er in seiner Behausung und begibt sich zielbewußt an die große Arbeit. Um die Beschwerde weniger zu fühlen, verrichtet er sie auf dem Bette sitzend.

Ich selbst verweile inzwischen im Freien; es war mir da wohler, als im rauchgeschwärzten Kraal; auch hielten mich gewisse ritterliche Blutjäger und Konsorten in respektabler Entfernung. Ich warte da lange, lange, denn der hohe schwarze Herr hatte



Umoja-Schlange.

sich mit seinem Schreiben offenbar ein hohes Ziel gesteckt, eine Lebensaufgabe, der er nur schwer gerecht zu werden wußte. Doch siehe, endlich kommt der Fürst glücksstrahlenden Angesichtes aus der Hütte! Nicht ohne Selbstbewußtsein überreicht er mir sein Skriptum, das ungefähr ein halbes Böglein füllte.

Ich nehme das Blatt in die Hand und beginne die Hieroglyphen Mosis — dies der Name des Häuptlings — zu entziffern. „Mosif“, hieß es da, „ist gezeigt, einmal zur Missionsstation zu kommen, wenn er Zeit hat, am Dienstag. Mosi ist ebenfalls Christ und gehört zur amerikanischen Kirche.“

Soweit war ich mit Mühe gekommen, wobei ich allerdings so ziemlich erraten mußte, was denn der Häuptling mit seinem sonderbaren Geschreibsel sagen wollte. Er war übrigens mit meiner Lese Kunst zufrieden und nickte befällig, wenn ich wieder so glücklich gewesen war, ein paar Wörterchen mühsam herauszubuchstabieren. Wie ich nun aber auf einmal gar nicht mehr vorankomme, fragt er besorgt: „Wie? Geht's nicht? Kannst du nicht lesen?“ Die Frage war allerdings sehr höflich und ermunternd zugleich, allein es blieb mir schließlich beim besten Willen nichts anderes übrig, als ihm selbst das Blatt zu überreichen.

Er nahm es rasch und begann zu lesen: „M—o—si i—st au—ch Christ“... (Ich gebe natürlich seine Worte gleich in der deutschen Uebersetzung). Es ging langsam, sehr langsam; doch ich übte Geduld. Uebrigens brauchte ich diesmal doch nicht so lange zu warten, wie zuvor, beim

Schreiben des Briefes, denn das Ende kam schneller, als ich ahnte. Mofi ist nämlich bei der verhängnisvollen Stelle angelangt, wo ich selber stecken geblieben war. Er gloht eine Weile die sonderbaren Zeichen an, die er aufs Papier gefritzelt und bricht dann lachend in die Worte aus: „Umfundisi, ich kann es selber nicht mehr lesen!“ — Tableau!

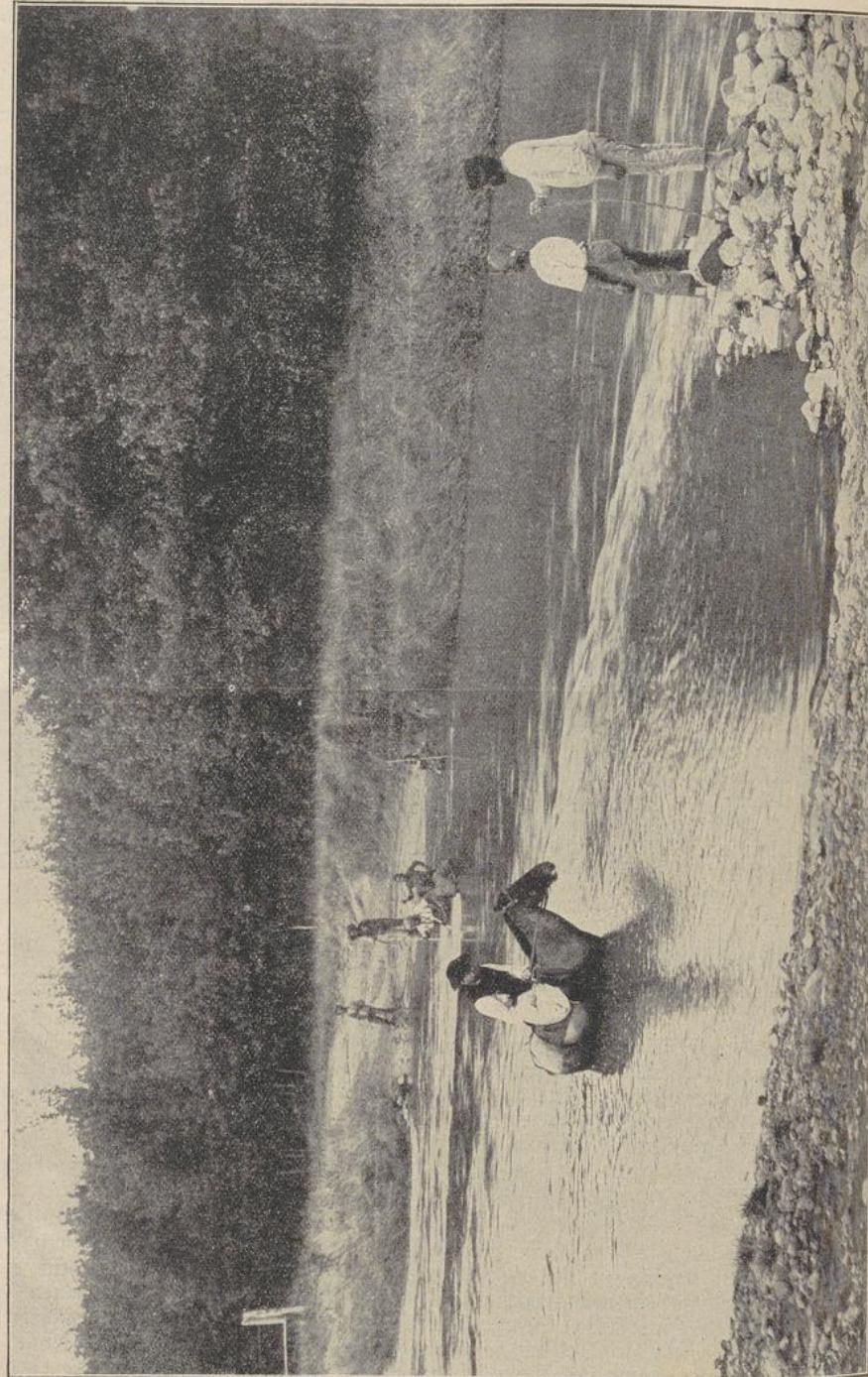
Den Zweck meines Besuches hatte ich übrigens erreicht. Am genannten Festtag glänzte nämlich unter den Ehrengästen auch Mofi, der schwarze Schreibkünstler.

Unsere Schul-kinder.

Von Schw. M. Capistrana,
C. P. S.

Himmelberg. — Will in hiesiger Gegend ein Kind den heimatlichen Kraal verlassen, um in unsere Missionsschule zu gehen, so muß es das in der Regel heimlich tun, denn die heidnischen Eltern sind meist entschieden dagegen. Gelingt dem Kinde auch die Flucht, so ist es noch keineswegs frei von Beleidigung mannigfacher Art seitens der erzürnten Anverwandten. Denn da kommt bald das eine, bald das andere und fordert stürmisch das Kind zurück. Nicht selten wendet sich der Vater an die Polizei und droht dem entlaufenen Knaben oder Mädchen mit

den härtesten Strafen, falls es sich weigert, in den elterlichen Kraal zurückzukehren. Die Kinder selber aber zeigen in solchen Fällen meist eine bewundernswerte Stärke und Festigkeit.



So hatten wir da einmal einen zwölfjährigen Knaben, der sich, obwohl klein von Gestalt, dennoch als wahrer Held erwies. Voll Eifer, bei uns im christlichen Glauben unterrichtet zu werden, klopfte er eines Tages an unserer Schultüre an und bat um

Aufnahme. Sie ward ihm gewährt, doch wenige Tage darauf kam schon die Polizei, um ihn im Auftrage des Vaters wieder zurückzufordern. Notgedrungen gab der Kleine nach und ging in Begleitung des Polizisten heim, doch ein paar Tage darauf war er schon wieder hier. Der Polizist erschien abermals; der Knabe ging heim, lehrte aber ebenso prompt wieder zurück.

Von da an wurde er vorsichtig; beständig war er auf der Hut und hielt fleißig Ausschau, ob nicht wieder so ein Polizist daherkomme. Richtig kam kurz darauf der Vater mit den Polizei, seinen „widerstreitigen“ Jungen zu holen. Dieser aber hatte den Feind schon von ferne erspäht und ergriff eiligst die Flucht. Doch gerade wie er um die Ecke bog, traf ihn noch des Vaters Blick. Dieser erkannte ihn

lische Natur verlangt nach einer geziemenden Abwechslung.

Die Knaben entschädigen sich einigermaßen dafür durch die sonntägliche Mäusejagd. Mit zwei bis drei Stöcken bewaffnet, ziehen sie aus und nehmen dabei in der Regel auch unsern großen Haushund mit, der ihnen bei dem famosen Geschäft vortreffliche Dienste leistet. In der Regel kehren sie mit reicher Beute beladen unter Sang und Klang zurück, und alles rüstet sich zum Festmahl. Im Freien wird ein lustiges Feuerchen angemacht; die Tierchen werden ihrer zierlichen Pelzchen beraubt, auf die glühenden Kohlen gelegt, und bald ist der köstliche Braten fertig. Groß und klein setzt sich zusammen und beginnt in friedlicher Tafelrunde zu schmausen.



Schulkinder.

sofort und setzte ihm eiligst nach, desgleichen der Polizist. Nun begann ein wildes Rennen und Heulen an den Schwesternwohnungen vorbei, mitten durch den Weinberg hindurch und von da in den nahen Wald. Es war, als ob zwei wütende Jagdhunde einem armen, abgehetzten Reh nachspürten. Zum Glück erreichten sie den guten Knaben nicht; letzterem gelang es vielmehr, sich in einem dichten Gebüsch zu verstecken.

Seitdem kam der Vater nicht mehr, sein Kind zu holen. Der tapfere Junge hatte also gesiegt. Er hängt voll Liebe an seinen Vorgezogenen und ist recht eifrig in der Schule, sodass wir mit Grund hoffen dürfen, es werde einst ein recht braver, pflichttreuer Christ aus ihm werden.

Ein anderes Opfer, das die Kinder hier bringen müssen, ist große Einsamkeit in der Post. Unsere Station ist arm und kann ihnen daher nicht die Abwechslung im Essen bieten, die sie im elterlichen Kraale fanden. Daher aus, jahrein müssen sie sich mit ihrem ipalitshi (Maisbrei) begnügen, und das ist auf die Dauer in der Tat ein Opfer, denn die mensch-

Auch geröstete Heuschrecken werden von ihnen mit Vorliebe verzehrt. Zur Sommerszeit kommt nicht selten ein großer Schwarm dahergeslogen und lässt sich auf unseren Gärten und Feldern nieder. Da gibt's dann für die liebe Jugend einen guten Tag. In Massen werden sie von den Kindern gesangen, gebraten und mit Appetit verzehrt. Wenn sie in der Katechese vom strengen Bußleben des Täufers in der Wüste hören, der von Heuschrecken und wildem Honig lebte, schlütteln sie ungläublich die Köpfe. Solche Kost, so meinen sie, ließen sie sich schon auch gefallen; das sei ja fast das Beste, was es gebe, und jedenfalls hundertmal besser, als der ewige Maisbrei.

Wie aber, wenn selbst dieser Maisbrei nicht mehr zu haben ist? Hier, in Himmelberg, trifft dies öfters zu. So ist z. B. gerade heuer die Maisernte sehr mißratzen. Da heißt es nun entweder Essen kaufen für unsere hungrigen Kinder, oder sie ins Heidentum zurückzuschicken. Welcher Missionär könnte letzteres übers Herz bringen? Steht da ja ein armes, krausköpfiges Käffernbüchchen vor der Türe und bittet um Aufnahme. Nach langem innerem Kampfe hat ei

das elsterliche Heim, an dem er von Natur aus sehr innig hängt, heimlich verlassen, ist in banger Angst, von den Angehörigen wieder eingefangen zu werden, schweiftriefend über Berg und Tal gelaufen, und steht nun endlich, das kleine Herzchen voll von Hoffnungen vor unserer Türe.... Wie, sollen wir ihm nun kurzer Hand bedeuten: „Kind, wir haben für dich kein Essen; geh' nur in den heidnischen Kraal zurück, aus dem du gekommen!“ — Nein, eine solche Sprache führen wir nicht, da wollten wir schon lieber selber hungern. Wie würde sich auch dies mit den Worten unseres lieben Heilandes vereinigen lassen: „Wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf?“

Gewiß, am guten Willen fehlt's uns sicher nicht, wohl aber vielfach an den Mitteln, um allen genügend zu helfen. Bis diese Zeilen in die Hände unserer geehrten Leser kommen, ist Weihnachten nicht mehr allzu ferne. Weihnachten ist der Tag, wo auch hier in Afrika die lieben Kleinen mit irgendeiner Christgabe beschenkt werden. Wer will uns nun helfen, daß wir hier im Himmelberg wenigstens ein fröhliches Christfest zusammen feiern können?

O, wenn ihr sehen könnet, wie die Herzen dieser schwarzen Kleinen, die in Christo doch auch eure Geschwisterchen sind, vor Freude aufjubeln, wenn das liebe Christkind sie mit einer Gabe bedenkt! Wie artig knieen sie vor der Krippe nieder, falten ihre schwarzbraunen Händchen und beten für ihre guten Wohltäter, drüber über dem großen Weltmeer. Die hl. Schrift sagt: „Das Gebet der Kleinen dringt durch die Wolken“, und sicherlich wird auch das Gebet dieser armen Käffernkinder hundertfachen Gottes Segen herabrußen auf alle jene, die ihnen Gutes getan.

Wer will nun unsere Kinder in Himmelberg mit einer kleinen Weihnachtsgabe beschenken? Herzlichen Dank und ein tausendsaches „Bergelt's Gott“ zum voraus für jede, auch die kleinste Gabe! —

Maria-Ratschitz.

Am 3. Februar 1. Jz. starb in Maria-Ratschitz in Böhmen der Dekonom Herr Leonard Tilp, einer der größten Wohltäter der Mariannhiller Mission. Herr L. Tilp hatte nämlich auf Anregung seines Pfarrherrn, des Hochw. P. Julius Schröter, Konventual des berühmten Bistumsmerklosters Osseg in Böhmen, in Verein mit seiner Schwägerin Anna Dietrich durch die Spende einer sehr ansehnlichen Geldsumme den Grund gelegt zu unserer Missionsstation Maria-Ratschitz in Natal.

Die genannte Station trug anfangs den Namen „Josefsheim“, wurde aber am 26. November 1890 auf speziellen Wunsch der erwähnten Wohltäter auf den Namen Maria-Ratschitz umgetauft; und wie in Maria-Ratschitz in Böhmen, so sollte auch auf unserer gleichnamigen Missionsstation die Mater dolorosa, die schmerzhafte Mutter, die besondere Schutzpatronin der dortigen Kirche sein.

Mariannhill vergift seine edlen Wohltäter nicht. Kaum gelangte die Kunde vom seligen Hinscheiden des Herrn Dekonomen Leonard Tilp hieher, so wurde sofort sowohl in der Kollegiatkirche in Mariannhill, wie auf der Missionsstation Maria-Ratschitz für dessen Seelenruhe ein feierliches Totenamt abgehalten, und wurden unsere schwarzen Schul Kinder angehalten,

fleißig für ihren großen Wohltäter zu beten. Den vollen Lohn aber wird dem Dahingeschiedenen sicherlich Gott selber ausbezahlt haben, er, der selbst den Trunk frischen Wassers, in Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt.

Herr Leonard Tilp, unser edler Wohltäter, kommt sich auf dem Sterbebette mit dem erhebenden Gedanken trösten: „Ich habe im fernen Afrika eine große Missionsstation gegründet. Seit zwei Jahrzehnten wird jetzt dort Tag für Tag die hl. Messe gelesen (meist von zwei, zuweilen von drei Priestern), täglich gehen dort fromme Ordensbrüder und Missionsschwestern zur hl. Kommunion, und mit ihnen vereinigt sich zum Lobe Gottes eine große schwarze Schulkinder und sonstiger Neubefehpter. Viele Hunderte sind daselbst schon für den hl. katholischen Glauben gewonnen worden; rings um die Station befinden sich in weitem Umkreis verschiedene Katechetenstellen und Tagesschulen, überall wird die christliche Lehre verkündet und werden die hl. Sacramente an die schwarzen Eingeborenen gewendet. Das schöne Werk wächst von Tag zu Tag und breitet sich in stets neue Missionsbezirke aus, und wird, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, fortbestehen auch für die ferne Zukunft, und wird auf die Weise in leblicher wie geistiger Beziehung eine Segensquelle ersten Ranges sein für Hunderte und Tausende!“

Selig, wer auf dem Sterbebette mit solchen Gedanken sich trösten kann. Auf ihn finden buchstäblich Anwendung die Worte der hl. Schrift: „Selig die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (Apof. 14, 13.).

* * *

Maria-Ratschitz, etwa 17 engl. Meilen von dem im Burenkrieg so heiß umstrittenen Ladysmith entfernt, wurde, wie oben angedeutet, im Jahre 1890 gegründet. Anfangs wohnten die Trappisten auf der Farm eines gebildeten Kaffern, namens William Africa, welch' letzterer auch den ersten Anstoß dazu gab, daß Abt Franz den Plan faßte, in dortiger Gegend eine Missionsstation zu gründen. Erst später, nämlich im August 1892, siedelten sie auf die eigene, am Fuße des Slatikulu (großen Waldes) gelegene Farm über.

Das Missionswerk nimmt einen recht erfreulichen Fortgang. Die Zahl der Getauften betrug Mitte Mai 1. Jz. 1345, die der christlichen Verstorbenen 252; die Knabenschule zählt gegenwärtig 50 Kinder, die Mädchen-Schule über 70. Etwa eine halbe Stunde von der Station entfernt steht, noch auf dem Grund der eigenen Farm, eine Missionskapelle, die zugleich als Tagesschule dient. Die Zahl der Kinder ist gegenwärtig 58; jede Woche einmal wird dort die heilige Messe gelesen.

Eine andere Katechetenstelle, Inganga mit Namen, ist 33 engl. Meilen von Maria-Ratschitz entfernt. Im Laufe des letzten Jahres wurde daselbst aus Nasen eine kleine Kapelle aufgeführt, die etwa 100 Personen fasst. Getaufte zählt man etwa 90 daselbst, dazu kommt noch eine Menge von Kindern und Katechumenen. „Nur schade“, schreibt der Hochw. P. Cyprian Ballweg, der derzeitige Rektor von Maria-Ratschitz, „daß es uns unmöglich ist, eine eigene Station daselbst zu gründen; ein eifriger Missionär könnte da Leute genug bekommen. Inganga selbst ist wieder von einem förmlichen Kranze von Kä-

gegenstellen umgeben; wir erwähnen nur: Newcastle, Mood-Spruit und Dannhauser.

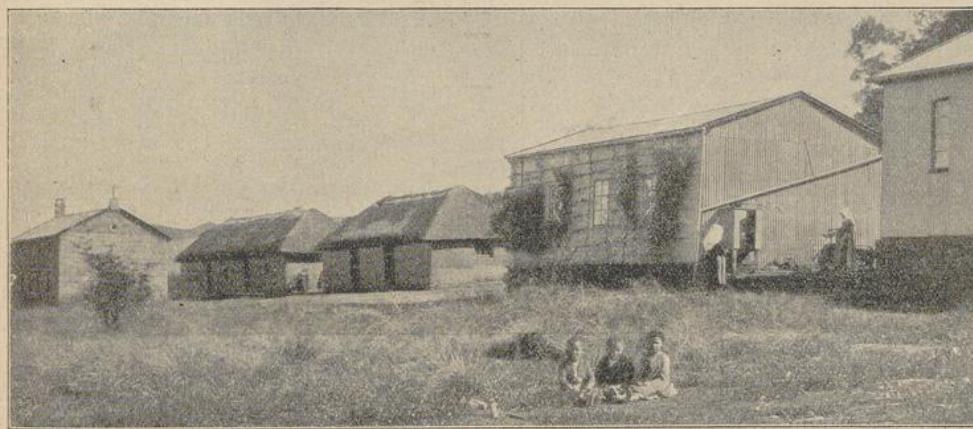
Auch in Blood-River (Blut-Fluß) ist dieses Jahr eine kleine Schule gebaut worden. Gegenwärtig zählt die Schule 21 Kinder. Leider ist die Entfernung von der Hauptstation eine gar beträchtliche, nämlich 60 engl. Meilen; doch kann ich gegen 40 Meilen weit die Bahn benützen. Könnte ich doch nur öfter dorthin kommen! Sehr viele verlangen nach einem katholischen Priester. In der Nähe von Grasheid könnten wir in Bälde viele Hunderte von Katechumenen haben, wenn es uns möglich wäre, einen eigenen Priester daselbst zu stationieren.

Endaka ist 12 Meilen von hier entfernt. Eben wird dort eine Kapelle gebaut, und bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, dürfte sie wohl vollendet sein. Die dortigen Katholiken sind weit herum zerstreut; wir wollen unser Möglichstes tun, daß die Leute, sobald die Kapelle fertig ist, jeden

tischen Sektionen haben ihn nicht genügend bekämpft, und so haben sich verschiedene Dinge ins Christentum eingebürgert, von denen die Leute nicht mehr zugeben wollen, daß sie spezifisch heidnisch sind. Doch gilt das nicht von allen; das Volk bei Ingagane z. B. und das am Blood-River ist im allgemeinen gut.

Eine große Zahl der hier getauften Christen (die Mehrzahl besuchte auch unsere Missionschule) wohnt weit von M. Ratschitz entfernt; denn im Kaffern steht ein großer Wandertrieb. Einige sind über's ganze Zululand zerstreut, andere sind in Transvaal usw. Nur an den höchsten Festtagen, wie an Ostern, auf Fronleichnam, namentlich aber an Weihnachten kommen sie hierher zum Empfang der hl. Sakramente; und an diesen Tagen ist dann unsere neue große Kirche voll.

Letztere geht nun allmählich ihrer Vollendung entgegen. Der Grundstein wurde schon am 30. Juli 1905 gelegt, allein erst am 23. Dezember 1909 wurde



Maria Ratschitz.

Sonntag einen eigenen Gottesdienst bekommen, denn der Weg nach Maria-Ratschitz ist für die meisten von ihnen zu weit.

Außerdem haben wir noch fünf kleinere Katechesestellen, teils näher, teils weiter von hier entfernt. Keine hat eine Glocke, keine einen Altar und so weiter.

Gefleidet sind die hiesigen Kaffern im allgemeinen viel besser als in vielen anderen Distriften Natalis, in moralischer Beziehung dagegen stehen sie eher hinter ihnen zurück. Der Hauptgrund hiervon sind die vielen hier ansässigen Weißen. Die Nähe von Ladysmith, New-Castle, Dundee und andern englischen Städten birgt für die schwarze Bevölkerung große Gefahren in sich, dazu kommt dann noch die Möglichkeit, schnell über die Grenze nach Transvaal und der bekannten Goldstadt Johannesburg zu entkommen.

Kaffern-, „Lokationen“ gibt es hier herum weit und breit keine, nur Farmen, die meist Buren als Eigentümer haben. Sehr viele Kaffern gehören protestantischen Sektionen an, doch ist der Zug zur katholischen Mutterkirche auffallend groß. Hätten wir, wie gesagt, eine genügende Anzahl von Stationen und Missionspriestern, sie kämen massenhaft zu uns.

Eine gute Portion altheidnischen Überglaubens steht auch noch in vielen recht tief. Manche protestan-

sie dem Gebrauche übergeben und wurde die erste hl. Messe darin gelesen. Der Turm ist noch nicht ausgebaut, und auch von der inneren Ausstattung fehlt noch alles. Der gegenwärtige Altar ist ein einfacher Tisch mit Portable und einem hölzernen Aufsatz. Die Rückwand schmückt vorläufig, da wir kein passendes Bild der Mater dolorosa, unserer Kirchenpatronin, haben, eine schöne, große Statue des hl. Joseph, die von den Verwandten einer unserer Brüder geschickt wurde. Die beiden provisorischen Reliquiare sind aus einfachen Holzgerüsten hergestellt; auf dem einen steht eine Herz-Jesu-Statue, auf dem andern die vom unbefleckten Herzen Maria; doch sind beide viel zu klein; vom Kirchenportale aus gesehen, nehmen sie sich wie die reinsten Puppen aus.

Da wäre noch ein weites Feld für die christliche Wohltätigkeit. Wer von unseren geehrten Lesern will das schöne Werk, zu dem der verstorbene Leonard Tilp den Grund gelegt, vollenden helfen? Wer will auch sich für Zeit und Ewigkeit den Segen Gottes dadurch sichern, daß er ein Scherlein beiträgt zur würdigen Ausstattung der neuen Kirche in Maria-Ratschitz? Ein schönes Bild, eine würdige Statue usw. wirkt bekanntlich oft mächtiger auf ein empfängliches Gemüt, als die beste Predigt, stimmt zur Andacht und weckt eine Menge frommer Gefühle im menschlichen Herzen. Bei den schwarzen Neubekhrten aber, die so sehr

auf die äußersten Eindrücke angewiesen sind, trifft dies in erhöhtem Maße zu.

Ganz besonders erwünscht wären uns für Maria-Ratschir eine lebensgroße Statue der schmerzhaften Muttergottes, sowie des göttlichen Herzens Jesu, die 14 Kreuzwegstationen, ein Harmonium und würdige Paramente. Des innigsten Dankes und eifrigsten Gebetes der Missionsmitglieder sowohl wie der schwarzen Neubeklehrten dürfen alle unsere Wohltäter stets versichert sein.

Ostern in Monte Cassino (Rhodesia).

Schon mehrfach war im Bergklima nicht die Rede von Monte-Cassino, unserer zu recht schönen Hoffnungen berechtigenden Missionsstation in Rhodesia. Besonders schön gestaltete sich daselbst das diesjährige hochheilige Osterfest.

Schon am Charsamstag kam aus den Kaffern-dörfern, welche zum Teil 3 bis 5 Stunden von hier entfernt sind, eine ganze Schar heidnischer Knaben und Mädchen hieher, um mit uns das hl. Osterfest zu feiern. Sie waren in Begleitung eines Christen und zogen unter dem fröhlichen Gesang eines Muttergottesliedes bei uns ein. Ihr erster Gang galt der Kirche, wo sie gemeinschaftlich mit großem Eifer beteten; dann ging es zur Begrüßung des Hochw. P. Rektors und der Missionsschwestern, wobei sie den lebhaften Wunsch äußerten, hieher kommen zu dürfen, um da zu lernen. Doch leider fehlt es uns gegenwärtig noch an einer Schule, und somit müssten wir sie mit ihrem Anliegen auf die Zukunft vertrösten.

Am hohen Osterfeste war unser Missionskirchlein so voll von frommen Besuchern, wie man es noch nie gesehen hatte. Bei der ersten hl. Messe, die um 6 Uhr morgens gelesen wurde, gingen sämtliche Christen unserer Station vollzählig zur hl. Kommunion. Bei der zweiten hl. Messe (1/29 Uhr) sangen die Kinder in ihrer Muttersprache verschiedene Osterlieder, denn wegen Mangel eines Harmoniums war es uns bisher noch nicht möglich gewesen, die eigentlichen Messgesänge mit ihnen einzuhören. Abends war dann noch sacramentaler Segen, bei welchem sich abermals die ganze Schar vollzählig einfand. Desgleichen war am Ostermontag die Beteiligung am Gottesdienst eine höchst erfreuliche.

Nach demselben schickten sich die Fremden zur Rückkehr an, denn viele von ihnen hatten, wie gesagt, einen weiten Weg vor sich. Beim Abschied gaben sie ihrer Freunde über das schöne Fest lauten Ausdruck und versprachen bald wieder zu kommen. Bevor sie jedoch die Station verließen, versammelten sie sich noch einmal in der Kirche zum gemeinsamen Gebet und sangen einige Lieder. Unser Wunsch ist nur, dass diese guten Kinder in ihrem Eifer auch beharren möchten.

Acht Tage darauf — am weißen Sonntag — war in Monte Cassino die Feier der 1. hl. Kommunion. Die Zahl der Erstkommunikanten war zwar in diesem Jahre nicht sehr groß, um so mehr erbauten wir uns dagegen an dem Eifer und der Andacht dieser Kinder. Unsere ganze Station war, soweit unsere bescheidenen Verhältnisse es eben erlaubten, festlich geschmückt und beslagt. Gegen 9 Uhr wurden die Erstkommunikanten prozessionsweise abgeholt und in die Kirche geführt, wo sie ihren Ehrenplatz ganz in der Nähe des Altars erhielten. Man konnte ihnen das Glück und die Freude vom Gesicht ablesen.

Auch diesmal war unser Missionskirchlein von zahlreichen Heiden besucht, die mit sichtlichem Staunen Zeugen der schönen Feier waren. Bei Beginn der hl. Messe wurden einige passende Lieder gesungen; nach dem Evangelium hielt der Hochw. P. Superior eine Ansprache an die Erstkommunikanten und nahm die Erneuerung der Taufglücks vor. Daran reihen sich die Vorbereitungsgebete auf die hl. Kommunion. Nach derselben sangen die übrigen Gläubigen das bekannte „Jesus dir leb' ich“ usw. in der Maschonasprache.

Die Kommunikanten verweilten noch längere Zeit zur Dankdagung in der Kirche und wurden sodann von zwei Fähnrichen zur Wohnung geleitet, wo ein bescheidenes Frühstück für sie bereit war. Kurz darauf ging es wieder zur Kirche zum gemeinsamen Rosenkranz; den ganzen Tag über waren sie am liebsten allein und unterhielten sich über das Glück des großen Tages. Mögen die Blüten und Knospen, die sich da in ihrem Seelengarten angezeigt, im Laufe der Zeit reich viele und schöne Früchte tragen!

Unsere Station ist noch jung, allein ich kann unsere Neuchristen nur loben wegen des Eifers, mit dem sie zu den hl. Sakramenten gehen. Da ist kein Sonnoder Feiertag, an welchem nicht viele dem Tische des Herrn sich nähren. Solange aber dies der Fall ist, darf man auch sonst das Beste von diesen guten Leuten hoffen.

Zum Schlusse erlaube ich mir die Bitte, unsere geehrten Freunde und Wohltäter möchten auch in Zukunft unsere junge Christengemeinde fleißig durch Gebet und Almosen unterstützen, damit immer mehr getreue Schäflein dem guten Hirten zugeführt werden.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

In kleineren Kolonien, wie z. B. in Natal, macht sich europäischer Einfluss in stets wachsender Weise geltend, weshalb in solchen Distrikten die Heirat — wir reden hier selbstverständlich von rein heidnischen Trauungen, nicht von christlichen — in ganz anderer Weise vorgenommen zu werden pflegt, als es nach dem alten Kafferngeze gebräuchlich war.

Das Mädchen bringt ihren Auserwählten vor den Häuptling, der sich bei seiner Zibaya (Biekhraal) postiert. Um der gesetzlichen Form zu genügen, fragt er die Braut, ob sie den hier gegenwärtigen Mann aus Liebe heirate, oder nur gezwungen. Die Gefragte antwortet, sie nehme ihn aus Liebe, wenn sie vielleicht auch innerlich ganz anders denkt. Nun vereinigt der Häuptling die Hände der beiden Brautleute, berührt sie in leichtem Schlag mit einem Stock und spricht: „Niemand soll euch auseinander trennen!“

Das Mädchen gibt ihrem Manne, zweien seiner Freunde, seinen anderen Weibern und seiner Mutter Geschenke. Ist ihr Vater vermögend, so spendet sie wohl auch dem Häuptling einige Ochsen. Zuweilen geben diese Gaben auch Zeugnis von der allmählich vordringenden Zivilisation; so ist mir z. B. ein Fall bekannt, bei dem folgende Artikel verabreicht wurden: Für den Mann ein europäisches Hemd, für dessen beide Freunde zwei alte Militärrohre, für des Bräutigams ältere Weiber Petroleumslämpchen und Halsflächer nebst Persengeschmeide und einigen Decken.

In längst vergangenen Zeiten wurden die Ehen durch die Haushälter des Kraales geschlossen. Sie breitete dem Mädchen ein Tuch über

die Brust, worauf dasselbe im Kraale des Mannes etwas Milch zu trinken bekam. Während sie trank, riefen die Umstehenden laut: „Sie trinkt die Milch! Sie trinkt die Milch!“

Nun gab man der Braut eine Unterweisung, wovon namentlich die Mahnung zum Stillschweigen vor kam: sie solle unter allen Umständen schweigen, selbst wenn sie der Zauberei angeklagt würde, und man ihr als Zeichen der Anklage Asche auf das Haupt streute. Zugest erhielt sie als Geschenk einen Besen, einen Topf und einen Mahlstein,* während der Mann mit einem Assegai und einer Axt bedacht wurde.

Ehescheidung.

Leider kann bei heidnischen Käffern eine ganz geringe Veranlassung zu einer Ehescheidung führen.

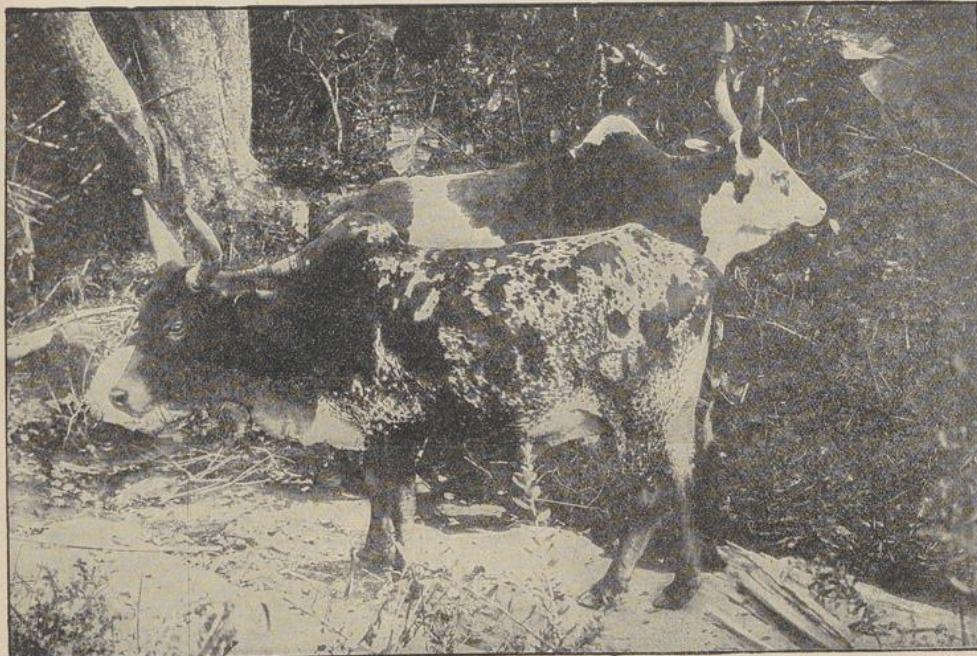
ja dem Käffer über alles geht. Ist dieser Punkt geregelt, so kann bei ihm eine Kleinigkeit zur Ehescheidung führen.

Die kaffrische Witwe.

Bei einigen Käffernstämmen nimmt der Bruder des verstorbenen Mannes die Witwe, um diesem seinem Bruder Nachkommen schaffen zu erweden. So ist es Brauch bei den Zulus, Swatis und Bondos, nicht aber bei den Tembus und Gaikas.

Hat die Witwe Kinder und will sie zu ihrem Vater zurück, so muß sie dieselben bei den Anverwandten ihres verstorbenen Mannes lassen; doch selten findet sich ein Weib dazu bereit.

Will der Bruder des verstorbenen Mannes die Witwe nicht heiraten, so kann er sie einem jungen Mann



Sebuochsen.

Kommen die Angehörigen des Weibes zu der Meinung, daßselbe werde unwürdig behandelt, so können sie das Weib wieder nach Hause zurücknehmen und dabei die Herausgabe des Lobola-Biehs verweigern. Umgekehrt, fügt der Mann eine Abneigung gegen seine Frau, oder bleibt sie kinderlos, so kann er sie entlassen und das für sie bezahlte Bieh zurückfordern.

Auf Ehebruch steht gesetzlich die Todesstrafe für die Frau. Doch kann sich der Mann auch mit einer Strafentshägigung begnügen, oder mit Entlassung der Frau und der Zurückforderung des gegebenen Biehs.

Die Milchwirtschaft besorgt bei den Käffern der Mann. Wagt es nun die Frau, Milch aus dem Behälter zu nehmen, so kann sie der Mann nach Gutbefinden entlassen. Sein Bieh jedoch kann er nicht zurückfordern, falls sie ihm Kinder geboren hat, denn die Kinder bleiben ihm. Der Hauptpunkt dreht sich da, wie man sieht, immer um das Bieh, das

überlassen, der aber auf die Kinder, die sie ihm etwa schenkt, kein Eigentumsrecht hat.

Kehrt eine Witwe zu ihrem Vater zurück, ohne daß sie ihrem Mann Kinder geboren, so muß das für sie bezahlte Bieh den Anverwandten ihres Mannes zurückgestattet werden, denn sie hat ihrer vornehmsten Pflicht als Eheweib nicht genügt. Nimmt aber irgend einer so eine Witwe zur Frau, so müssen die Anverwandten dieses Lobola-Biehs wieder herausgeben; denn der Umstand, daß die Frau einen neuen Bewerber findet, gilt als klarer Beweis, daß deren erste eheleiche Verbindung keine Mischheirat war; denn welcher Käffer wollte ein Weib heiraten, das auf solche Weise gebrandmarkt ist.

In der Regel wird eine Witwe weiter mit Kindern gezeugt, doch werden letztere, wer auch ihr Vater sein möge, immer als Abkömmlinge ihres verstorbenen Mannes angesehen. Auch sei noch bemerkt, daß eine Witwe in der Regel zu einem niedrigeren Preise vergeben wird, als ein noch lediges Mädchen. Bei der Regelung all der Fragen, die möglicher Weise wegen Nachkommen schafft und Zahlung des Lobola-Biehs auf-

* Die Käffernweiber mahlen bekanntlich die Maisterner zwischen zwei Steinen.

tauchen können, kommen so viele Punkte in Betracht, daß ein Kodex von dem Umfange einer Enzyklopädie notwendig wäre, um sie alle zu fassen, und es bräuchte einen alten, wohlersahnenen Kassern, diesen Kodex herzustellen.

Im allgemeinen ist die Kassernfrau für die Polygamie eingenommen. Kommt z. B. ein Weib, das ein Dutzend „Schwestern“ hat, — so nennen die Kassernfrauen die Nebenweiber ihres Mannes — zu einer anderen Frau, welche die einzige Gattin ihres Mannes ist, so fragt sie verwundert, ob sie sich denn nicht recht einjam fühle in ihrem kleinen Heime? Sie selbst natürlich hat sich über Mangel an Gesellschaft nicht zu beklagen.

Selbst auf den Europäer, der einen großen Kraal besucht, wie z. B. den Königskraal im Swasiland, wo sich in buntem Durcheinander Hunderte von Hütten aneinander reihen, übt das gesellige Leben, das er an solch' einem Platze findet, einen eigentümlichen Zauber aus. Er denkt vielleicht an seine Universitätsjahre zurück und sucht sich in den Gedanken hineinzufinden, daß es doch etwas Großartiges sein müsse, eine tausendköpfige Verwandtschaft zu haben, so gegen 30 Mütter mit über 100 Brüdern, von welchen jeder wieder ein Dutzend Weiber mit so und so vielen Kindern hat. Da gibt's fürwahr eine Abwechslung, und jeder Tag weckt neue Interessen.

Doch solche Verhältnisse werden auch in Südafrika immer seltener. Ein Grund hievon ist schon der, daß jetzt nicht mehr so viele Männer im Kriege getötet werden, wie das früher bei den endlohen Kämpfen unter den Eingeborenen der Fall war. Es wird allmählich schon eine Ausnahme, Männer mit mehr als einer oder zwei Frauen zu finden. Die große Mehrzahl muß sich mit einem Weibe begnügen, und nur die Hälftlinge und sonstige hervorragende Persönlichkeit können große Haushaltungen führen.

Zum Schlüsse seien noch einige Sprichwörter erwähnt, die unter den Schwarzen über das eheliche Zusammenleben kursieren. Da heißt es z. B. „Das hübscheste Mädchen bekommt oft den häßlichsten Mann.“ Wir würden etwa sagen: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten.“ Oder: „Er war in solcher Wut, daß er eine Kröte heiratete.“ Letzteres pflegt man überhaupt von einem Mann zu sagen, der im Zorn etwas sehr Unüberlegtes tut. Uebrigens kann der Mann auch seinen guten Grund gehabt haben; z. B. heiratet mancher ein widerliches Weib blos seiner ersten Frau zum Trost; er will sie, die Unbotmäßige, durch eine bissige Rivalin zu Paaren treiben.

Ein anderes Sprichwort lautet: „Endlich hast du Hochzeit gemacht, Bräutigam!“ So pflegt man von einem Menschen zu sagen, der ungebührlich lange braucht, bis er in einer Sache schlüssig wird.

„Ein Steden hat keinen Kraal,“ will sagen: ein Mann, der sein Weib schlecht behandelt, wird schwierlich eine andere Frau und große Nachkommenschaft bekommen. „Messer und Fleisch können nicht zusammen aushalten“ ist Warnung gegen Unfriede und Ehebruch.
(Fortsetzung folgt)

Aus meinem Tagebüche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus, 17. April 1909. — Heute kam ein halb bekleideter Kassernbursche hierher und verlangte umuti (Medizin) für seinen Bruder, der von einer

giftigen Schlange in den Fuß gebissen worden war. Das ganze Bein sei sehr angeschwollen, sagte er, man möge gleich kommen und ein Gegenmittel bringen.

Da war keine Zeit zu langen Beratungen und Überlegungen. Ich ließ das Pferd satteln — auch der Bote war beritten — versah mich mit einigen Bandagen und Medizinen und machte mich auf den Weg.

„Wie weit kann es ungefähr sein?“ — „Wir wohnen da drüben hinter jenen Bergen, mitten in der „Lokation“.“ — Nun, genau war diese Ortsangabe gerade nicht, nur soviel war mir klar, die Entfernung war eine beträchtliche, und ich konnte mich auf allerlei gefaßt machen.

Wir ritten also in schnellem Tempo in die Berge und Schluchten hinein, welche den Ibisifluß auf weite Strecken umgeben. Einigemal mußten wir absteigen, dann ging es so steil bergab und bergauf, daß es unmöglich war, mit dem Pferd voranzukommen. Zweimal durchquerten wir den Ibisifluß, einmal kamen wir an einem prächtigen Wasserfall vorüber, wo sich der Fluß mit brausendem Getöse in die gähnende Tiefe stürzte. Wir waren einen Blick nach rückwärts auf den Weg, den wir gekommen, und sahen mit Staunen, wie die grauen Felswände Mauern gleich in die Höhe stiegen und die darüber liegenden Bergabhänge sich wie die steilen Giebeldächer einer Riesenstadt in langer, langer Reihe übereinander türmten.

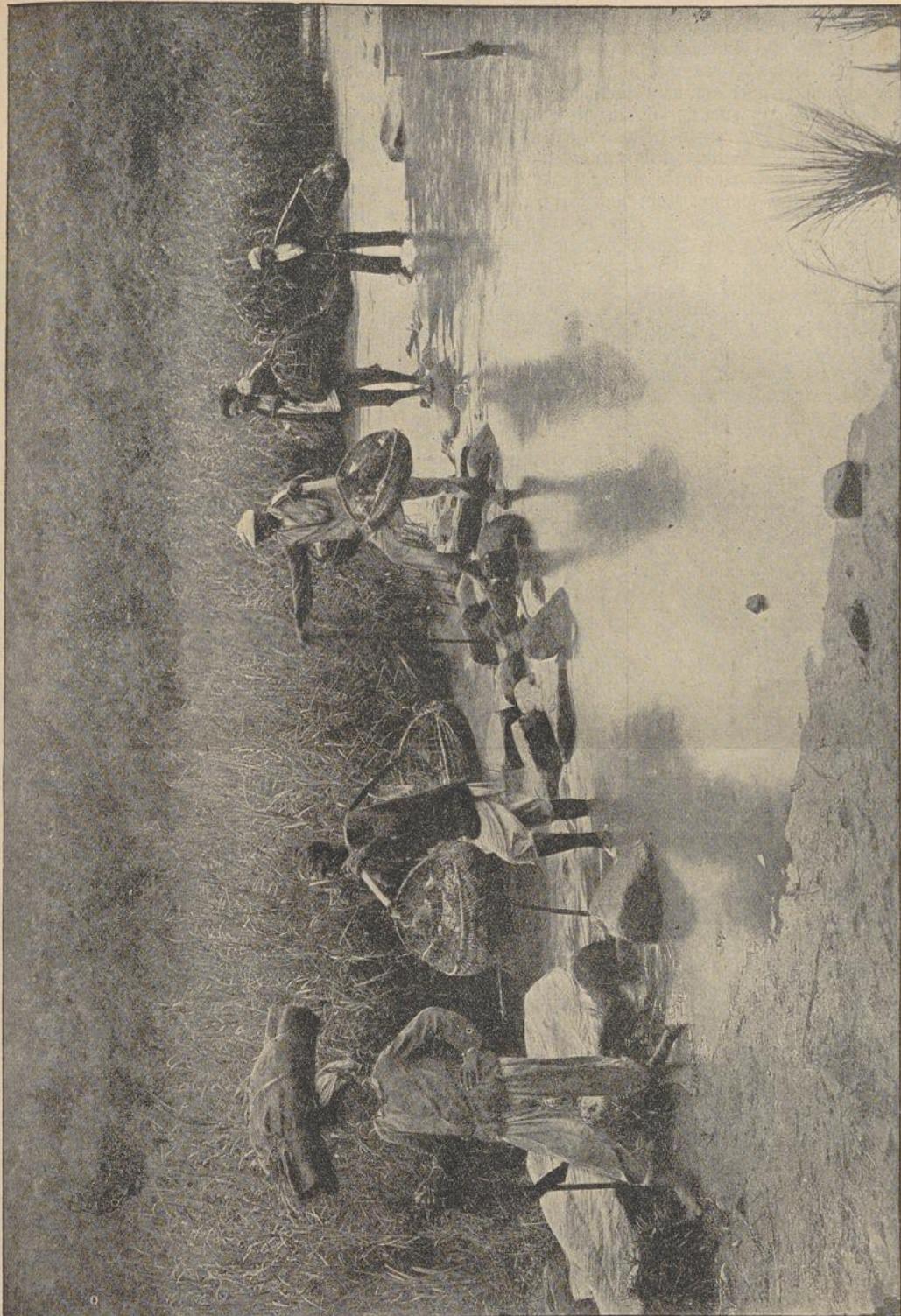
„Wo ist der Kraal, zu dem wir reiten?“ — „Gleich da drüben; schon kann man ihn mit bloßem Auge sehen!“ — Doch da ist zunächst noch ein tiefes Tal zu durchqueren, dann geht es drüben steil bergauf, es kommt nochmals ein Wasserlauf, dann noch ein Hügel oder zwei, und endlich, endlich — die Sonne hatte den Zenith schon überschritten — waren wir an Ort und Stelle.

Die Leute waren alle anständig bekleidet und machten auf mich einen günstigen Eindruck. Es waren keine reinen Heiden mehr; man merkte schon den Einfluß europäischer Kultur; fand ich doch vor dem Kranken eine „spanische Wand“, die man dadurch hergestellt hatte, daß man eine weiße, nagelneue Wolldecke an einer querlaufenden Schnur befestigte, um den Patienten gegen neugierige Blicke und das Sonnenlicht zu schützen.

Ich untersuchte den Fuß und fand das Bein, wie mir schon der Bote gemeldet hatte, bis oben hoch angeschwollen. Am Unterschenkel hatte man mit Glasscherben Einschnitte gemacht, die Wunde zeigte ein großes, tiefes Loch und über dem Knie sollte ein fest zugeschnürter Grasstrick das weitere Vordringen der Vergiftung verhindern. Ich reinigte zunächst die Wunde, legte eine in Öl getauchte Komresse darauf und verband den Fuß.

Als Lohn bot man mir ein großes, rohes Stück Fleisch an, das in eine Strohmatte eingewickelt war. Ich lehnte es dankend ab und beeilte mich, den Rückweg anzutreten. Kurz vor Sonnenuntergang war ich wieder in Gmaus. Zum Abendessen brauchte man mir keinen guten Appetit zu wünschen; er stellte sich von selber ein, denn ich hatte den ganzen Tag über nichts genossen; nur ein paarmal hatte ich versucht, mit der hohlen Hand einen Schluck Wasser aus dem Ibisifluß zu nehmen.

Drei Wochen später fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang in mir, wieder einmal meinen Patienten zu besuchen, von dem ich seitdem nichts mehr gehört hatte. Ich wußte zwar, daß mich der Besuch nach



Heimkehr.

dem weitentfernten, hoch auf einem Berge liegenden Kraal einen vollen Tag kosten würde, allein ich machte mich trotzdem auf den Weg.

Als ich kurz nach Mittag dort ankam, ging mir der Vater meines Patienten entgegen und sprach ohne wei-

tere Begrüßung oder sonstige Einleitung: „Umfundisi, gib mir auch eine Medizin für meinen fransen Fuß. Siehe, ich habe hier am Knöchel eine böse Wunde!“ „Und wie geht es Deinem Sohne?“ „O, der ist wieder kerngesund und geht längst umher, gerade wie zuvor!“

Richtig kam im selben Augenblick mein damaliger Patient aus der Hütte. Er lachte mit vollem Gesicht und zeigte mir seinen Fuß, der beinahe vollständig wieder hergestellt war; nur an der Vorderseite war noch eine kleine Geschwulst zurückgeblieben, die er aber nicht weiter beachtete. Der junge Held, den ich schon das erstemal, als ich seine Wunde reinigte und verband, wegen seiner Ruhe und Seelenstärke bewundert hatte, war frohen Mutes und schaute, Kopf und Herz voll Pläne, in die Welt hinein. Doch ein Wort des Danckes hatte weder er, noch sein Vater. Einen Dank kennt der heidnische Kaffer kaum; übrigens waren diese Leute, wie ich nachträglich erfuhr, keine Heiden, sondern wesleyanische Protestanten. Nun, ich hatte meinen Ritt Gott zu Liebe gemacht, und bin zufrieden, wenn diese Protestanten nur einige ihrer alten Vorurteile gegen uns Katholiken ablegen. In der Not und bei Krankheitsfällen kommen sie ohnehin gerne zu uns, und schon manche Seele wurde dadurch für den Himmel gewonnen.

Emaus, 20. Juli 1909. — Fand da jüngst einen originellen Kaffernbrief, den ich hier im Auszuge in deutscher Uebersetzung beifügen will. Er lautet:

Mr. Sishulu, M'Ngti
Rom. Monis, Post E. E.
Umzimkulu.

„Weil es jetzt Winter ist und selten regnet, kommen die dichten Nebel und hängen sich Tag und Nacht an den Schimpers-Nek. Die alten Leute fürchten sich vor ihm gar sehr und bleiben fast stets in ihren Hütten. Der letzte Nebel aber hat uns von Lourdes herüber die Influenza gebracht, und ich selbst wurde davon angesteckt. Aber ich habe mir am alten weißen Jufoxi (Abt Franz) ein Beispiel genommen und ersäufe sie im Wasser. Gelingt es aufs erstemal nicht, so tue ich es öfters. Wasserkur ist mir nicht fremd; zeitlebens spüle ich mir nach dem Essen den Mund mit Wasser aus; das hält die Zähne frisch und rein. An Zahnschmerzen leiden wir Männer nicht viel, wohl aber die Mädchen und Frauen. Das ist die Strafe für ihr Zuckernaschen; bekommen sie beim Krämer etwas Zucker in die hohle Hand, so ist er im Nu hinter den Zähnen verschwunden. Ich selbst esse lieber Salz, als Zucker; und seit ich krank bin, wasche ich mit kaltem Wasser den ganzen Körper.“

Der Brieffschreiber ist offenbar ein ganzer Mann, weiß seinen Gedanken Ausdruck zu geben, hat eine gute Dosis Menschenkenntnis und huldigt seinem Fortschritt. Der Schwarze ist im allgemeinen konservativ; er macht ruhig so weiter, wie er es beim Vater und Großvater gesehen, und jede Neuerung ist ihm verdächtig, wenn nicht geradezu verhaft.

Einen besonderen Respekt hat er auch vor jedem Brief, sei es nun, daß er selbst einen schreibt, was schon etwas heißen will, oder sei es, daß er einen diktiert oder erhält. Der Postmeister dagegen hat oft seine liebe Not mit der Adresse dieser kaffrischen Briefe. Doch auch hier gilt das Sprichwort: „Uebung macht den Meister“, und im großen und ganzen kommt die Mehrzahl dieser Briefe trotzdem doch richtig an ihre Adresse. Auch hier, in Emaus, ist eine Briefpost. Mit heutiger Post kamen folgende Briefe an:

1. Mrs. Albert Mingwa — Umzimkulu
Mous trappis — Griqualand.

(Dass „Mous“ soviel wie „Emaus“ heißt, weiß man auf der englischen Post schon lange.)

2. Mrs. Madlokowa Ngongo
Dalapise Mouse, Emzimkulu.

(„Dalapise“ heißt natürlich „Trappist“, und das übrige ergibt sich von selbst).

3. Mr. Mashala Manongwadhla
Mouse Trappetiss Umzimkulu.

4. Mr. Josef Sublakayi
Mouse Strappits — Umzimkulu.

Man sieht hier, welche Wandlungen der „Trappist“ durchmachen muß, allein man erkennt ihn sofort, solange nur noch ein Bißselchen von ihm herauschaut; auch werden wir hier in Südafrika bei allem Volle (weiß wie schwarz) stets die „Trappisten“ bleiben, obwohl wir vom alten Orden schon längst getrennt sind. (Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel. Die Schlacht in der Ingeli-Kloof.

Stunde um Stunde verrann. Die Sonne rückte weiter und weiter vor auf ihrer Bahn, und die Schatten wurden länger und länger. Bevor sie blutrot unterging und hinter dem Kanone des nahen Berges verschwand, warf sie einen letzten goldenen Strahl in die dunkle Kloof hinab und übergoss uns Krieger in den Barrikaden drunter mit einer Flut blendenden Lichtes. Ich selbst stand mit ein paar anderen im Schatten der Mauer und nahm wahr, wie jene, die im vollen Lichte standen, unbehagliche Bewegungen machten, als ob sie ein geheimer Schauder überließe.

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung,“ flüsterte mir ein alter Induna zu; „morgen um die gleiche Stunde werden alle jene, die soeben der Inkosi pezulu (der Himmelsfürst) mit seinem Flammenschwert berührt hat, tot in ihrem Blute liegen.“

Er redete noch, da kam Ngokvenyama vom Lager her auf uns zugeschritten. Das volle Sonnenlicht, das hinter ihm herglutete, gab ihm ein Aussehen, als komme er direkt vom Himmel herab. Er kam, die Wachen abzulösen und sandte uns in's Lager zurück, um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Als wir dort eintrafen, lagerten sich schon die Schatten auf der Erde, und das Weibervolk war unter lautem Geplauder eifrig daran, für all die vielen Hunderte das Essen zu bereiten.

Nachdem wir uns gehörig gestärkt, kehrten wir auf unsere Posten zurück. Es war nun Nacht; bald jedoch stieg der Mond, obwohl noch nicht ganz voll, groß und hell hinter dem Ihlati empor, ein geisterhaftes Licht über die ganze Landschaft werfend.

In weiter Ferne erhoben sich vom Walde her die Stimmen der Nacht. Elefanten ließen ihre Trompetenstöße vom Juurberg herüber hören; die Töne klangen scharf und klar in die öde Nacht hinaus. Heimchen und Gledermaus, Käuzchen und Glorvogel summten, zirpten und läuteten miteinander um die Wette. Dazwischen ließen Schakale ihre eigentlich schnarrenden Laute hören, zwei Paviane heulten ganz entsetzlich und alle überschrie noch das hysterische Lachen der Hyänen. Da hörte man plötzlich das Gebrüll eines Löwen. Seine gewaltige, aus voller Brust kommende Stimme glich buchstäblich dem Rollen des Donners und brachte mit einem Schlag alle übrigen Laute zum Schweigen. Die Tierwelt hatte den Ruf ihres Königs gehört, und eine Weile

schwieg alles in Ehrfurcht vor dem Gewaltigen; dann aber begann das Summen, Zirpen, Pfeifen und Lärmen von neuem.

Einmal flog eine große Nachteule über die Mauer, mit ihrem weichen Gefieder fast unsere Köpfe streifend. Zwei unserer jungen Leute wurden dadurch so erschreckt, daß sie beim plötzlichen Zurückweichen ihre Köpfe hart aneinander stießen. Alles dachte an Geister. Manche meinten, der Geist des Vaters Isikovas, des alten Kehla, den ich vor erwähnte, sei gekommen, um nochmals seinen Sohn zu sehen. Nun ging es los! Alles sprach von Gespenstern und von Zauberei, bis einem jeden die kalte Gänsehaut überlief.

Manche wußten von fleischlosen Geistern zu erzählen, die ruhelos im Schatten des dunklen Gehölzes umherstreiften. Ihre Augen seien wie feurige Kohlen, ihre Zähne scharf wie ein Messer, und ihre Freßgier so groß, daß sie einen Löwen auf einmal verschluckten. Wieder andere wußten von geisthaften Wölfen zu erzählen, die ausschließlich von Menschenfleisch lebten, und die von seiner Waffe, von Menschenhand geschmiedet, gebötet werden könnten. Einmal jedes Jahr lämten sie, von dem großen Umtakati (Bauwesen) geführt, von den Bergen herab, erwürgten jeden, der ihnen in den Weg trete und bezimmten die Viehherden.

Ich glaube, wir würden noch alle die Fabeln ausgetischt haben, die unter den Abontu, den Schwarzen Afrikas, gang und gäbe sind, hätte uns nicht plötzlich das Geräusch eines fallenden Kiesels erschreckt. Was war das? Niemand konnte es sagen, doch stieg uns allen die Ahnung auf, daß etwas nicht ganz geheuer sei. —

Um drei Uhr morgens wurden die Wachposten abgelöst. Ein Kehla zog mit einer Kompanie junger Männer auf, wir aber kehrten in's Lager zurück, um etwas auszuruhen. Vollständig erschöpft warf ich mich vor der Hütte Ngokvennhamas auf den Boden nieder und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Plötzlich fuhr ich in jähem Schrecken auf. Lautes Rufen, Schreien und Jammern tönte vom Engpaß heraus! Eben begann die Nacht zu weichen und der MorgenhimmeL sich grau zu färben, als ich im ungewissen Dämmerlicht einen jungen Menschen blutüberströmt dem Lager zurennen sah, der in jammervollen Tönen beständig rief: „Die Amazulu, die Amazulu sind da! Sie haben die Mauer durchbrochen und kommen wie die Brandung 'des Meeres daher!“

Ngokvennhama und etwa zwanzig der jungen Männer eilten sofort nach der Kluft. Ich selbst ergriff meine Axt und folgte ihm eilenden Laufes nach. Einige seige Burschen aber hatten drunter in den Barrikaden Reißaus genommen und ließen den Engpaß herauf dem Lager zu. Die Kehlas stießen die Flüchtlinge mit dem Schafe ihrer Assegais zurück und schrieen sie zornig an: „Zurück, ihr Feiglinge! Zurück in den Kampf!“

In den Schanzen fanden wir die Aloe-Barrikaden durchbrochen, desgleichen die aus den Zweigen des Stechapsels ausgeführte Mauer. Zwischen der Steinmauer und der ersten Umzäunung aber stand der alte Kehla Isikova mit einem Haufen Getreuer und versuchte die Julius zurückzutreiben, deren weiße Federbüsche hin- und herwogen, wie der Schaum der Gewässer des Tegwan, wenn ihn der Sturmwind peitscht.



Ein Geheimnis.

Als wir in den Kampf eintraten, kamen eben die Unsrigen ins Wanken und wichen langsam zurück. Schon stürmten die Zulus mit gellendem Triumphgeheul vorwärts, als sich ihnen plötzlich Ngokwennhama mit seinen Kehlas entgegenwarf. Wie der Blitz fauste des Umlungus mächtige Waffe auf und nieder, nach rechts und links, und bei jedem Hiebe sank ein Feind zu Boden. „Whi-ip-gluck! Whi-ip-gluck!“ tonte es jedesmal, wenn das Schwert durch die Luft rauschte und dann mit zerschmetternder Wucht niederschlug auf Fleisch und Muskeln und Knochen.

Ich selbst ließ meine Streitaxt fliegen in blinder Wut. Eine rasende Gier zu morden hatte mich ergriffen, denn die Feinde, die mir gegenüberstanden, hatten mir Vater und Mutter und all' meine lieben Angehörigen grausam hingemordet. — Nur wenige Minuten konnte uns der Feind standhalten, dann wich er vor dem mächtigen Anprall unserer Waffen zurück. Leider gab im selben Augenblick unser linker Flügel nach. Ngokwennhama bahnte sich daher raschen Weg dorthin und begann mit einer Kraft und Ausdauer, die keine Ermüdung zu kennen schien, auch dort auf die kämpfenden Zulus einzuhauen.

Lange Zeit tobte der Kampf in dem Engpass hin und her. Einmal hatten wir die Zulus zwanzig Schritt weit zurückgedrängt, doch sobald sie durch den offenen Eingang hinreichende Verstärkung erlangt hatten, drangen sie neuerdings vor. Wir fochten Mann gegen Mann. Manchmal wurden die vorderen Reihen durch das ungestüme Nachdrängen der hinteren so hart aufeinandergepreßt, daß es ihnen nicht mehr möglich war, zum Streiche auszuholen. Sie waren wie eingekleilt und begannen einander mit den Füßen, Zähnen und Ellenbogen zu bearbeiten. Anfangs widerhielten die Wände des Engpasses von wildem Geheul und fortwährendem Kriegsgeschrei, doch je länger das verzweifelte Ringen anhielt, desto erschöpfter und atemloser wurden die Streiter. Viele konnten keinen Laut mehr hervorbringen, und man hörte bei dem Übermaße der Erschöpfung und tödlichen Seelenangst nur noch Keuchen und Stöhnen. Gerade diese stumme Verzweiflung gab dem wilden Kampfe etwas Unheimliches, Gräßliches und Schauder Erregendes.

Der Schweiß rann in Strömen; unsere braunen Leiber glänzten, als wenn sie mit Öl eingerieben, und mit dem Schweife vermischt sich das Blut, das aus unseren Wunden drang und derart den Boden benetzte, daß es unter unseren Füßen förmlich quatschte. Wir wankten bald vorwärts, bald rückwärts und strauchelten dabei über die Leiber der Erschlagenen, die zu lebt so dicht den Engpass füllten, wie der Schnee, der zur Winterszeit auf dem Kamme des Induneni liegt.

Ich hatte anfangs gekämpft wie rasend und konnte nicht müde werden, immer wieder und wieder aus Leibeskästen auf die feindlichen Zulus einzuhauen. Zuletzt aber war meine Kraft dahin. Hände und Füße schienen vor Erschöpfung wie gelähmt. Jeder Hieb, den ich noch führte, verursachte mir in allen Gliedern und Muskeln eine stechende Pein, und meine Streitaxt schien mir so schwer, als läge der ganze Ingelberg auf ihr. Ich mußte ordentlich auf die Zähne beißen, um den abgematteten Arm nochmals zum Streiche zu erheben, und dabei rauschte und sang mir das erhöhte Blut im Kopf und in den Ohren, daß ich in Ohnmacht zu fallen befürchtete. Zuletzt war es mir, als sei das Ganze ein irrer Traum

und als fallen mit Donnergekrach alle Berge zusammen.

Trotzdem kämpfte ich weiter. Zum Glück war das Ende des gräßlichen Ringens nahe. Die Zulus wichen zurück; wir trieben sie hart an die Steinmauer hin. Einzelne flohen durch die Öffnung ins Freie, und im selben Augenblick hörte ich abermals das entsetzliche Rollen und Krachen fallender Berge. Es waren die Steinmassen, die ich Tags zuvor, droben auf der Spitze des Berges, hatte aufhäufen helfen, und die nun von einer Abteilung unserer Krieger in ganzen Lawinen auf die Zulus hinabgeschleudert wurden.

Nur ein kleiner Rest der Feinde war noch übrig. Sie pflanzten sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gekehrt, auf, rangen nach Atem und glotzten uns mit ihren stieren, blutunterlaufenen Augen wie wilde Bestien an. Sie knirschten mit den Zähnen, verdrehten die Augen, daß nur noch das Weiße drohend hervorquoll, und machten sich bereit, kämpfend zu sterben.

Es folgten ein paar Augenblicke Rast, denn auch wir rangen nach Atem und waren bis zum Tode erschöpft. Da, auf den Kommandoruf Ngokwennhamas, erfolgt ein neuer, letzter Angriff, und zehn Sekunden später war kein lebender Zulu mehr innerhalb der Umfriedung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirtenknabe vor Gericht.

Ein Wort an die Mütter.

Es war einmal ein Hirtenknabe, welcher eines Tages zur Haft gebracht wurde. Als er allein zwischen den Kerkermauern saß, ohne die Ursache seiner Gefangenahme zu wissen, dachte er darüber nach, was eigentlich zu seiner Einkerkierung geführt haben könnte. Vergebens: er war sich keiner Schuld bewußt und sprach deshalb: „Ohne Zweifel hat man mich für einen Anderen gehalten, der ein Unrecht begangen hat. Was soll ich Böses begangen haben? Täglich betete ich den Rosenkranz. Sollte das böse sein? Dann blies ich auf meiner Schalmei und sang weltliche und religiöse Lieder. Was läge Böses darin? Ich flocht Körbchen und andere Sachen aus Binsen und Rohr. Wäre das etwa böse? Zur heißen Mittagszeit legte ich mich gewöhnlich kurze Zeit in den Schatten einer Pappel zur Ruhe nieder. Dies kann auch nichts Böses sein, und dennoch sperrte man mich in den Kerker! O Gerechtigkeit, was treibst Du? Wo bist Du?“

Die Gerechtigkeit war aber nicht säumig. Ein Gerichtsdienner trat ein, um den Hirten zu holen und vor den Richterstuhl zu führen. Noch bevor der Richter sich zu ihm wandte, sprach der Hirte: „Ohne Zweifel halten Sie mich für einen Anderen, oder ich bin schwer verleumdet worden.“

„Was sprichst du von Verleumdung oder Verwechslung?“ hub nun der Richter an. „Bist du nicht ein Hirtenknabe? Heißt du nicht so und so?“

Der Knabe mußte beide Fragen mit „Ja“ beantworten.

„Nun, dann haben wir ja den Richtigen.“

„Wessen klagt man mich denn an?“ fragte der Hirte.

Der Richter entgegnete: „Die Ursache deiner Gefangenahme und Einkerkierung ist folgende: Während du gedankenlos Schalmei bliebst, deine Lieder sangest oder schliefest und ruhest, drang das Vieh, welches du

zu hüten hattest, durch einen Zaun, den es zerstörte, in einen fremden Garten ein, fraß Blumen und Kräuter und das Grün ab und zertrat Vieles. Es waren freilich nur Tiere ohne Vernunft. Du aber hattest die Pflicht, die Tiere zu überwachen. Für den Schaden, den die Tiere angerichtet haben, mußt du nun büßen. Siehst du jetzt ein, daß du nicht schuldlos festgenommen und hierher geführt worden bist?"

Ihr Mütter! Der Sinn der schlichten Erzählung geht euch an! Dereinst werdet ihr vor den göttlichen Richterstuhl berufen werden; vielleicht werdet ihr euch unter denen zur Linken des Richters sehen und seid euch vielleicht keiner Schuld bewußt. Fleißig besuchtet ihr den Gottesdienst, eifrig wartet ihr im Gebet, um das irdische Fortkommen waret ihr sehr besorgt; ihr bejudgetet wohl hie und da eine Plaudergesellschaft, ein Kaffeekränzchen oder sonst ein Vergnügen, aber in Ehren, und das kann niemand wehren. Gewiß das. Aber im Drange der Geschäfte und in der Sorge um das irdische Wohl, durch den Besuch der Plaudergesellschaft und der Vergnügungen blieben eure Kinder, die der liebe Gott euch geschenkt hat, damit ihr sie hüten, überwachen und in seinem Dienste erziehen sollt, vielfach allein und ohne Aufsicht. In diesen unbewachten Augenblicken brachen die Kinder, von allerlei Versuchungen angelockt, den Zaun der göttlichen Gebote, drangen in den Garten der Unschuld und Herzensreinheit und entblätterten und zerknickten die schimmernden Lilien der Ehrbarkeit. Sie aber waren, gleich unverständigen Tieren. Eure Pflicht dagegen war es, sie zu hüten, zu überwachen, vor dem Bösen zu bewahren. Euer Beten und Kirchengehen müßt euch in diesem Falle nichts, wenn eure Pflicht der Aufsicht und Zucht dadurch beeinträchtigt wurde.

Wundert euch also nicht, ihr Mütter, wenn ihr dereinst zur Verantwortung gezogen werdet wegen solcher Verhältnisse. Die menschliche Gerechtigkeit verurteilte den faulseligen Hirten. Die unendliche göttliche Gerechtigkeit sollte die faulseligen Eltern, welche die Fehler und Übertretungen seiner Gebote hätten verhindern können, nicht zur Rechenschaft und Strafe ziehen? — Täuschet euch hierüber nicht!

Ein Wort zum Werke der Glaubensverbreitung.

Was eine Heze nicht alles für Blüten treibt! „Protest-Fond.“ Das ist das Neueste auf dem Gebiete der Enzyklikaheze, während diese Zeilen geschrieben werden. „Missionsfond“, das sollte die prompte Antwort der Katholiken, insbesondere der Vergißmeinnicht-Leser, sein.

Für jene, die noch nicht wissen, um was es sich handelt, folgendes: Der hl. Vater erließ im Mai ds. Jz., anlässlich der Jahrhunderteier des großen Mainländer Bischofs, des hl. Karl Borromäus, ein allgemeines Rundschreiben an die Bischöfe des Erbkreises, worin er den großen Heiligen als wahren Erneuerer seiner Zeit feiert. Weil er dabei den Zweck verfolgte, vor den Neueren der Jetztzeit, die sich unter dem Namen „Modernisten“ gesellen, wiederholt zu warnen, mußte er die Grundzüge wahrer und falscher Reform und den Heiligen im wahren Lichte seiner Zeit erscheinen lassen, das heißt ihn falschen Reformen seiner Zeit gegenüberstellen. Er tat dies übrigens nur in einigen, wenigen Sätzen und wendet sich ausschließlich

an Katholiken, nicht an Andersgläubige. Von einer Beschimpfung dieser kann keine Rede sein, sondern nur von einer nüchternen, geschichtlich längst festgestellten Tatsache, die sogar in dem Urteil objektiv denkender protestantischer Geschichtsschreiber, wie Adolf Menzel, Gregorovius und andere, noch bedeutend erhärtet wird. Ja, Luther selbst hat die verderblichen Wirkungen der „Glaubenserneuerung“, die er als ihr eigener Urheber noch um sich sah, bitter beklagen müssen. Obwohl es sich also um ein ebenso gerechtes als mildes Urteil von Seiten Roms in dieser Frage der „Reformationszeit“ handelt, ist ein maßloser Entrüstungssturm losgebrochen, und obwohl Rom ebenso milde und verjährlich eingelenkt und die Bekündigung des Rundschreibens unterlassen hat, geht die Heze mutter fort bei allen jenen, die es fälschlich auf sich beziehen und die am lautesten das Wort „Friede“ und „Duldung“ im Munde führen.

Zur näheren Beleuchtung einige Gedanken. Man möchte angeichts dieser jüngsten Heze an das Wort des Dichters denken: „Ist's Unsinn auch, so hat es doch Methode!“ Die ganze Bewegung, so „entgleist“ und töricht sie offenbar ist, so natürlich und logisch ist sie in ihrem ganzen Zusammenhang, in ihrem Ursprung. Der „Protestfond“ soll angeblich dienen zur Aufhilfe andersgläubiger Gemeinden in katholischen Ländern, zur Abwehr „römischen Einflusses“ und Überhandnehmens in protestantischen Gegenden. So zu lesen in der „Bremer Resolution.“ — In jedem Protestakte liegt eine Richtnerkennung, eine Verwahrung gegen wirkliche oder vermeintliche Ein- und Übergriffe in die Rechte anderer. In der Tat, hier in der Enzyklikafrage dreht sich alles um „römische Alumaßung.“ Das ist der Kern- und Brennpunkt der ganzen Bewegung: „Katholizismus.“ Daß die katholische Kirche als solche das Recht besitzt, sich in „auswärtige Verhältnisse“ — religiöse selbstverständlich — einzumischen, oder auch nur sich darüber zu äußern, will man nicht anerkennen. — Gibt es denn für die katholische Kirche „auswärtige Verhältnisse“, das heißt Länder, die sie nichts angehen? Von der Lösung dieser Frage hängt die Berechtigung der Gegner im Enzyklika-Streite ab, obwohl sie ihrerseits keine Gelegenheit versäumen, sich in katholische Dinge einzumischen. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Aber davon sehen wir heute ab.

Ein alter römischer Rechtsgrundsatz lautet: „Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt.“ Auf unser heutiges gesellschaftliches Leben angewandt, möchte man sagen: „Wenn Rom spricht, wird alles nervös.“ Sonderbar! War das immer so? —

Als der Heiland geboren war und die Weisen erschienen aus dem Morgenlande und plötzlich in Jerusalem auftauchten und fragten: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“, da bemächtigte sich, so berichtet die Schrift, eine große Aufregung der Stadt... Schon an der Wiege des Christentums bemerkten wir eine „Nervosität“, eine Aufregung, die alsbald in Feindschaft und Verfolgung überging. Man tat Schritte, den „Trembling“, den „Eindringling“, aus dem Lande hinauszuschaffen, oder doch ihn unschädlich zu machen. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Nichts Neues unter der Sonne. — Wie sie mich verfolgt, so werden sie auch Euch verfolgen. Die Geschichte der Kirche ist ein beredtes Zeugnis durch alle Jahrhunderte für dieses Wort ihres Stifters. —

Wenn man heute darum sich wieder entrüstet über „Anmaßung und Beschimpfung Andersgläubiger von Seiten Roms“, so frage man sich ruhig: Ist das der wahre Grund? Ist Rom wirklich zu weit gegangen und rücksichtslos genug gewesen, indem es sich über die religiösen Verhältnisse zurzeit des heiligen Karl Borromäus, des großen Mailänder Bischofs und Reformators äußerte? — Nein, es ist bloß ein Deckmantel, eine Ausrede. — Der wahre Grund liegt tiefer: Weil man die Sendung der katholischen Kirche, sich über den ganzen Erdkreis auszubreiten, nicht anerkennt; weil man den Sinn und den Inhalt der Enzyklika nicht verstanden hat, oder besser, nicht verstanden wollte; weil man immer noch nicht recht weiß, was „Katholisch“ heißt, obwohl dieser Begriff nun schon fast 2 Jahrtausende, wenn nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach zu Recht besteht: Deshalb heißt man gegen die Kirche — wieder einmal — und läuft und läutet Sturm und predigt: Kampf gegen Rom! Los von Rom! —

Und doch hat Christus zu seinen Aposteln geaprochen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker; und doch hat er seiner Kirche, seiner Stiftung, hiermit das Recht verliehen und die bestimmte Pflicht und Aufgabe gestellt, aller Welt das Evangelium zu predigen, die frohe Heilsbotschaft; und doch ist und bleibt die ureigenste Bedeutung des Wortes „Katholisch“ auch heute noch „Allgemein, allumfassend, Universal-Weltkirche“, auch heute noch, wo man bewußt oder unbewußt zwar so eine Art von Weltreligion konstruieren möchte, aber mit möglichster Zurückdrängung eines bestimmten, ausgeprägten konfessionellen Charakters, wie ihn die katholische Kirche kennt, eine Art unbestimmte, verschwommene Allerweltreligion, wie sie in dem Verslein ausgesprochen liegt: „Jude, Heide und Hottentott, wir glauben alle an einen Gott!“ und worin ein jeder nach seiner Fasson selig werden kann. Daher der Kampf gegen alles, was katholisch heißt, ungeachtet der sonst sich entgegenstehenden Anschauungen und Uneinigkeit im eigenen Lager, im Kampfe gegen die katholische Kirche sind sie alle einig, sie ist der gemeinsame Feind, der allein ernstlich genommen werden kann.

Folgt daraus für uns Katholiken und Vergißmeinnicht-Leser ganz besonders: daß man sehr beruhigt sein kann auch über diesen neuesten Ansturm gegen unsere hl. Kirche. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Sie ist auf den Fels gebaut, der Petrus heißt, und ist gerade dieser allgemeine Ansturm ein Zeichen für seine Festigkeit, Unerschütterlichkeit und Dauer, aber auch seine Bedeutung und göttliche Bestimmung. —

Jerner: Daß alle „Reform“-Bestrebungen, die sich nicht auf diesen unerschütterlichen Felsen Petri gründen, von falschen Voraussetzungen ausgehen und zu falschen trügerischen, verderbnisbringenden Ergebnissen führen, Schein, Blendwerk, Täuschung, die das unfehlbare Lehramt der Kirche leugnen und sich selbst an dessen Stelle setzen, es für sich in Anspruch nehmen. Ein Lateinschüler, der kaum zur Schule geht, könnte sie belehren, daß das Wörtchen „re“ in seiner Bedeutung nicht heißt „hinweg“, sondern „zurück.“ Also zurück zu Rom, nicht hinweg, zurück zur alten „Form“ des Glaubens! — Und das nennt sich Wissenschaft!

Und wiederum: Daß es auch nichts ist mit jener Untercheidung, die man auf der anderen Seite macht: Man kämpfe nur gegen den ultramontanen Geist, nicht

aber gegen die katholische Religion. Der katholische Christ hat sein sichtbares Oberhaupt zufällig in Rom — es könnte auch wo anders sein —. Gerade so aber wie es nicht angeht, jemanden „Berliner“ zu nennen, weil er den dort residierenden Fürsten als sein Staatsoberhaupt anerkennt, ebenso thöricht ist es, einen katholischen „Römling“ zu nennen, weil er dem in Rom residierenden hl. Vater in geistigen Dingen untersteht und ihm huldigt, in geistigen Dingen, denn Christi Reich ist nicht von dieser Welt, nicht politischer Natur. Die Bezeichnung „Jenseits der Berge“ ist deshalb nicht richtig; für ihn gibt es überhaupt keine Länder- und Völkergrenze in Sachen seines Glaubens. Das hindert ihn aber nicht, im übrigen ein vorzüglicher Patriot und Bürger zu sein und sein Vaterland zu lieben in Wort und Tat, mit Hand und Herz, so daß ein Bischof einmal mit Recht sagte, er wisse nicht, was ihn mehr an seiner Chre kränke und auf die Seele brenne, wenn man auf Kosten seines katholischen Glaubens seine patriotische Gefinnung oder auf Kosten dieser letzteren seinen katholischen Glauben verdächtigen und beanstanden würde. Ein biederer Landmann hat das schlichter und einfacher ausgesprochen mit den Worten: Unser Herrgott ist „international“; deshalb muß es auch der Glaube sein und deshalb ist der katholische allein der rechte.

Und wiederum: Daß es etwas ebenso Schönes als Notwendiges ist um den „konfessionellen Frieden“, daß er aber zu einer leeren Phrase werden kann, da wo ihm katholische Grundsätze geopfert werden sollen, fundamentale, grundlegende Wahrheiten, während von der andern Seite kein Entgegenkommen, keine Aufgabe auch nur eines Jota ihrer Anschauung zu erwarten steht. Da ist es schon besser, man geht schließlich, friedlich auseinander. Das verstößt durchaus nicht gegen den Geist der Liebe Christi. Er ist zwar der Friedensfürst und hat oft das Wort gesprochen: Der Friede sei mit Euch! Er hat aber auch das andere Wort gesprochen: Nicht den Frieden zu bringen, bin ich gekommen, sondern das Schwert; und auch zum ersten Friedensgruß fügt er hinzu: Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich Euch Veritas et pax, Wahrheit und Friede! ist zur Auflösung und Beilegung des Enzyklikaarturmes in letzter Stunde ein schönes Buch übergeschrieben worden. „Wahrheit und Friede!“ Christus verkörpert beides und seine Kirche bewahrt und erstrebt sie als die höchsten Lebensgüter.

Ahnlich in der Frage gegenseitiger „Toleranz“ und Gleichberechtigung. Die katholische Kirche ist nicht nur gleichberechtigt, sondern hat das Vorrecht auf den ersten Platz, da sie allein die wahre ist. Außer der Kirche ist kein Heil. Leider ist sie von dieser ihr gebührenden Stellung noch weit entfernt. —

Und endlich folgt und das ist der praktische Zweck dieser Erwägung: Daß, wenn die katholische Kirche das Recht besitzt, sich über den ganzen Erdkreis zu verbreiten, jedes ihrer Mitglieder, jeder Katholik die Pflicht hat, sie in diesem Bestreben zu unterstützen, nach Maßgabe seiner Kräfte. Er dient da nur eigenen Interessen, gerade so wie ein jedes Gesellschaftsmitglied, wie immer sie heißen mag, die Interessen der selben wahrnehmen wird, will es ein würdiges, wahres, aktives Mitglied des Verbandes sein.

Es sei deshalb mein letzter Schluß: ein warmer Appell, die Missionstätigkeit der Kirche zu erhalten und zu unterstützen, da besonders, wo es am nötigsten ist, in den Heidenländern. —

St. Josephsgärtchen.

Frägst du wie? Wisse, daß es viele Mittel und Wege gibt, dies zu tun. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg; daß es aber auch viele Mittel und Wege gibt, dies besser und wirksamer zu tun, als es oft geschieht. Der Theologe bezeichnet das kurz mit dem dunklen Ausdruck „de bono meliori...“ Zum Verständnis des Laien möge eine ebenso kurze Geschichte dienen. Es stand unlängst folgende Notiz in einer Zeitung: Ein reicher Mann in Italien, der am Abende seines Lebens stand, dachte daran, sein ganzes Vermögen, er besaß Millionen, dem Hause Rothchild zu vermachen.... Tags darauf wurde die Nachricht zwar widerrufen; jedermann weiß aber auch, was in dem Falle besser gewesen wäre, wer es nötiger gehabt hätte.

„Protestfond“ das ist der Kampfesruf der Gegenwart, „Missionsfond“, das wäre die schönste Antwort der Katholiken. — Einer, der stolz auf seinen Namen war und treu zur Kirche stand, hat das Wort geprägt: Christianus mihi nomen; catholicus cognomen. Etwas modernisiert würde das heißen:

Christlich mag sich jeder nennen,
Doch „Katholisch“ heißt: Bekennen. M. Gr.

Nach einiger Zeit trat ein anderer Knabe von ebenso geringen Anlagen in die Anstalt ein. Er konnte in seinen Studien durchaus nicht vorankommen, so daß er eines Tages tiefbekümmert zu seinem Lehrer sagte: „O wenn ich nur ein Mittel wüßte, um bessere Fortschritte zu machen! Ich wünsche das nicht ja fast meinetwegen, als wegen meiner lieben Eltern, die sich wegen meiner geringen Fortschritte nicht trösten können und mir beständig Vorwürfe machen. Gott weiß, wie viel Mühe ich mir beim Studieren gebe“. Der Lehrer, von den kindlichen Worten gerührt, fragte den Knaben, ob er die Andacht zum hl. Joseph kenne? Da derselbe es bejahte, riet er ihm, zu diesem großen Heiligen seine Zuflucht zu nehmen und erzählte ihm zur Belebung seines Vertrauens die vorhin erzählte Geschichte. Die Folge war, daß der Schüler wieder neue Hoffnung fasste.

Er begann mit seinem frommen Lehrer eine neuntägige Andacht zum hl. Joseph. Noch war sie nicht beendet, als in der Klasse eine lateinische Aufgabe gegeben wurde. Am Abend kam der Knabe freudestrahlend zu seinem Lehrer und teilte ihm mit, die Übersetzung sei ihm so gut gelungen, daß er hoffe, einen der ersten Plätze zu erhalten. Wirklich erhielt er den zweiten Platz. Bei einer der nächsten Arbeiten wurde er der erste, desgleichen trug er am Jahreschlusse den ersten Preis davon. Der dankerfüllte Jüngling blieb zitlebens ein eifriger Verehrer des hl. Joseph, und suchte die Andacht zu dem großen Patriarchen auch bei anderen zu wecken.

Der hl. Joseph, Patron der studierenden Jünglinge.

Ein Schüler der zweiten Lateinklasse hatte das Mißgeschick, bei seinen schriftlichen Arbeiten stets der letzte zu werden, obschon er sehr fleißig und vom besten Willen belebt war. Was anfangen? Er klagt dem Lehrer seine Not und bittet um Rat. — „Wende dich an den hl. Joseph,“ sagt dieser, „aber mit wahrer Demut und mit festem, lebendigem Glauben! Er hat schon vielen geholfen, die in ähnlicher Not waren!“

Der Schüler verspricht, dem Rate des Lehrers zu folgen. Er wirft sich vor dem Bilde des hl. Joseph auf die Kniee, öffnet diesem sein Herz und bittet unter Tränen, er möge doch Mitleid mit ihm haben und seinen schwachen Kräften zu Hilfe kommen. Einige Tage nachher wurde eine lateinische Probearbeit gegeben. Die Übersetzung war keineswegs leicht, auch kam darin eine Stelle vor, deren Sinn keiner der Schüler ergründen konnte. Der arme Knabe, der noch weniger davon verstand als die anderen, sah seinen Lehrer mit einem verzweifelten Blicke an. Dann bedeckte er das Gesicht mit den Händen und sandte ein inbrünstiges Gebet zum hl. Joseph empor. — Da wurde es plötzlich Licht in seinem Geiste, und der Sinn des dunklen Satzes stand klar vor ihm. Voll Freude schreibt er seine Arbeit und übergibt sie lächelnd dem Lehrer; die Hoffnung war wieder in sein Herz eingefehrt. Wie glücklich war er, als er sich zum erstenmale einen guten Platz errang! Sein Vertrauen zum hl. Joseph wuchs von Tag zu Tag. Er verdoppelte seine Anstrengungen, und am Schlusse des Jahres erhielt er gegen alles Erwarten einen der ersten Preise. Von da an war und blieb er ein ganz vorzüglicher Schüler.

Zu Ehren des hl. Joseph

ersuchte uns eine der Bergähnleinicht-Leserinnen aus dem Ruhrgebiete, Folgendes zu veröffentlichen:

„Einer meiner Söhne, Joseph mit Namen, hegte seit langer Zeit eine ganz unbegreifliche Abneigung gegen seinen eigenen Vater. Obschon wir ihm alle wiederholt darüber Vorstellungen machten und ihn an's vierte Gebot Gottes erinnerten, es half nichts; im Gegenteil, sein Haß und Gross gegen den Vater schien mit den Jahren nur zu wachsen.

Da blieb uns nichts anderes übrig, als fleißig für den Verirrten zu beten. Namentlich wandte ich mich in meinem Anliegen an den hl. Joseph, zu dessen Verehrerinnen ich mich zählen zu dürfen glaube, und der überdies der Namenspatron dieses meines Sohnes war. Mein Vertrauen und Gebeteisfer wuchs mit dem Nahen des Monates März.

Doch schon am ersten Tage wurde ich da auf eine harte Probe gestellt. Mein Sohn, der in der Fremde weilte und einen hohen Lohn verdient, schrieb nämlich am 1. März lf. Js. an meinen Mann einen Brief, in welchem er ihn ersuchte, ihm Geld zu leihen, damit er sich einen neuen Anzug kaufen könne. Dieser aber konnte nicht umhin, ihm schriftlich sein Verfremden darüber auszusprechen, daß er bei dem schönen Gehalt, den er beziehe, noch Geld von ihm haben

wolle . . . Nun war es vollends aus! Mein Sohn schrieb in seiner Verblendung einen zweiten Brief voll von Beleidigungen gegen seinen Vater. Am Schlusse fügte er bei, es werde zwar an seinem Aufenthaltsorte gerade eine Volksmission abgehalten, allein er werde sich hüten, sie mitzumachen.

Unsern Schmerz mag man sich denken! Wir Eltern und die anderen, zum Glück besser gesinteten Geschwistern, verdoppelten unser Gebet, hielten eine Novene zum hl. Joseph und ließen zu seiner Ehre eine hl. Messe lesen. Dieses sollte zugleich unser Namenstags-Präsent für den verirrten Sohn sein.

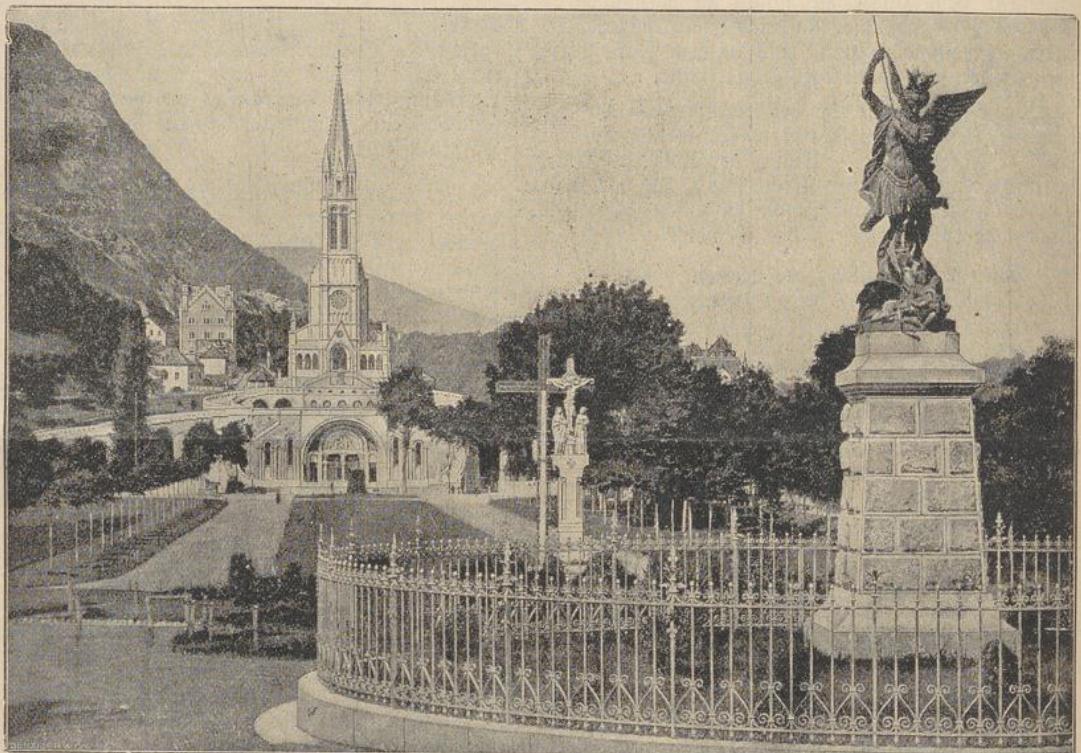
Kaum waren einige Tage verflossen, da bekamen wir abermals einen Brief von unserem Sohn; doch

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

„Jetzt erkenne ich,“ schrieb Clemens Brentano einst in sein Tagebuch, „was die Kirche ist, daß sie unendlich mehr ist, als nur eine Vereinigung von gleichgesinnten Meinenchen. Ja, sie ist der Leib Jesu Christi, der als ihr Haupt wesentlich mit ihr verbunden ist und ununterbrochen mit ihr verkehrt! Jetzt erkenne ich, welch' unermesslichen Schatz von Gnaden und Gütern die Kirche von Gott besitzt, der nur von ihr und in ihr empfangen werden kann!“

Diese Aeußerungen bezogen sich auf verschiedene Unterredungen, in welchen Anna Katharina den irri-



Basilika von Lourdes (Frankreich).

dieser lautete gottlob anders, als der zuvor erwähnte. Voll kindlicher Reue bat mein Sohn daran den Vater um Verzeihung, beteuerte, daß ihm sein bisheriges Benehmen ungemein Leid tue und versprach aufrichtige Besserung. Auch die Mission erwähnte er wieder; er habe schon mehreren Predigten beigewohnt und wolle nun eine Generalbeicht ablegen.

Natürlich schrieb ihm der Vater sofort zurück, es solle alles verziehen und vergessen sein. Unser Sohn aber ist seitdem wie umgewandelt. Jeder seiner Briefe atmet nur Liebe und Verehrung gegen seine Eltern. Darum tausend Dank dem hl. Joseph, der uns in so schwerer Not geholfen!

Wer von unseren Lesern und Leserinnen betet ein andächtiges Ave Maria um die Gnade der Beharrlichkeit für dieses Schutzkind des hl. Joseph?

gen Vorstellungen des Pilgers entgegengetreten war und die Reinheit und volle Wahrheit des katholischen Glaubens mit Nachdruck geltend gemacht hatte. Noch ganz in seinen aftermystischen Anschauungen von der Kirche, als der aus „allen Kindern Gottes ohne Unterschied des äußersten Bekennnisses gebildeten Gemeinschaft“, besangen, hatte er sich nicht wenig überrascht gefunden, als ihm Anna Katharina schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf die lobpreisenden Schilderungen der äußerlich zwar getrennten, aber im Geiste geeinigten, weil der allgemeinen Kirche angehörenden Brüder, die ernste und sehr bündige Antwort gab:

„Die Kirche ist nur Eine, die römisch-katholische! Und wenn auch nur ein einziger Katholik noch auf Erden lebte, so würde dieser die eine, allgemeine d. i. die katholische Kirche, die Kirche Jesu Christi ausmachen, welche die Pforten der Hölle nicht überwinden werden.“ Und als er entgegnete, daß doch

gewiß alle, die an Christus glauben, Kinder Gottes seien, erwiderte sie: „Wenn Jesus Christus sagt, daß die Kinder Gottes Gott als Vater ehren und lieben sollen, so müssen sie ja doch auch die liebe Mutter Gottes ihre Mutter nennen und sie als ihre Mutter fühlen. Wer aber das nicht ein sieht und ohne Belehrung nicht von selbst tut und übt, bei dem ist das Vater unser eine leere Redensart, und er selbst ist ferne, ein Kind Gottes zu sein.“

Und wieder auf die Kirche zurück kommend, fuhr sie fort: „Die Erkenntnis der Größe und Herrlichkeit dieser Kirche, in welcher die Sakramente unvergleichbar heilig, in ihrer ganzen Kraft erhalten sind, ist leider in unseren Tagen selbst bei Priestern eine Seltenheit. Und weil so viele Priester nicht mehr wissen, was sie sind, so wissen auch so viele Gläubige nicht mehr, was sie sind und was es heißt, der Kirche anzugehören.“

Damit keine menschliche Gewalt die Kirche zerstören könne, hat Gott die Priesterweihe zu einem unauslöschlichen Zeichen erhoben. Wenn nur ein rechtmäßig geweihter Priester noch auf Erden besteht, so ist Jesus Christus durch das allerheiligste Sakrament des Altares als Gott und Mensch lebendig in seiner Kirche, und wer, durch den Priester von Sünden losgesprochen, dies Sakrament empfängt, der ist allein wahrhaft mit Gott vereint.“

(Fortsetzung folgt.)

Das zerschlagene Christusbild.

Vor einem herrschaftlichen Hause in Paris fuhr pustend und fauchend ein elegantes Automobil vor. Ein Diener öffnete den Schlag, ein Staatsmann entstieg dem Gefährt und schritt befriedigt die Stufen zu seiner Wohnung hinauf. Der Staatsmann betrat sein luxuriös eingerichtetes Arbeitszimmer, legte die gelbelederne Mappe auf den Tisch, warf sich aufs Sofa und atmete erleichtert auf. Ein triumphierender Zug glitt über seine Züge.

„Welch herrlicher Tag!“ murmelte er vor sich hin. „Niemals war mir solcher Erfolg beschieden. Ich habe drei Stunden ununterbrochen gesprochen und meine Worte entsprachen genau meinen Gedanken und meinen Absichten. Ich habe die Rechte gepeitscht, die Linken gestiftelt und die Sozialdemokraten genarrt und die Minister erzittern lassen. Ich kam mir vor wie der Löwenbändiger im Zwinger; und wie wußte ich die Gesellschaft an mich zu ziehen, zu fesseln, dann wieder abzustoßen und wieder an mich zu ketten! Und als ich geendigt, als sie sahen, daß ich eigentlich niemand vernichtet, niemand Schaden zugefügt habe, da öffnete sich ihre Zufriedenheit über meine Rede in lautem Beifall. Ich liebe diesen Kampf, ich fühle

mich wohler als Chef einer großen Partei, denn als Ministerpräsident; denn ich bin viel mächtiger als er. Als wir von der Entchristlichung Frankreichs sprachen, war es, als ob die Steine sich gegen uns erheben wollten, so fest schien der 20 Jahrhunderte alte Bau der katholischen Kirche in der französischen Idee festgewurzelt zu sein. Aber die Sache ging viel



Bernadette von Lourdes.

ruhiger von statthen. Es kam zu keinem Aufruhr, zu keiner Erschütterung. Wir haben während der letzten 25 Jahre mit Beharrlichkeit unser Ziel verfolgt: Laizierung der Schulen und Hospitäler, Entfernung sämtlicher religiöser Embleme aus den öffentlichen Gebäuden. Wir haben die Seminaristen in die Kasernen gesteckt und dadurch viele an der Ergreifung des Priesterberufes gehindert; die Abreise der Kongreganisten, die wir vertrieben, ließ

den Feuereiser der religiösen Propaganda erlöschten. Wir haben das Trennungsgesetz durchgesetzt, das dem ganzen Werke der Verfolgung der katholischen Kirche die Krone aufsetzt. Wir schließen da und dort unter irgendeinem Vorwande die Kirchen; das läßt sich ohne viel Aufsehens durchführen. Nach und nach wird es uns gelingen, eine Pfarrei nach der anderen zu unterdrücken. So werden wir endlich unser Ziel, die Entchristlichung Frankreichs, erreichen. Um noch schneller dahin zu gelangen, ist es notwendig, die Familie zu entchristlichen. Die Entscheidung hat uns da schon einen guten Schritt vorwärts geholfen. Leider sind die Frauen unseres Jahrhunderts noch schrecklich gläubig. Wäre meine Frau am Leben geblieben, ich bin sicher, wir hätten manchen schweren Kampf miteinander gehabt. Germaine war fünf Jahre alt, als ihre Mutter starb. Ich ließ nach dem Tode meiner Frau alle Bücher und religiösen Embleme aus der Wohnung entfernen. Ich verbot den Eintritt religiöser Ideen in mein Haus; ich nahm als Hausdame eine aufgeklärte antiklerikale Dame, die mit großem Geschick die geringen Spuren von Religiösität zu zerstören wußte, welche sich in dem kindlichen Gemüt meiner Tochter bemerkbar machten. Heute ist sie 20 Jahre alt. Ja, ihr Katholiken, kommt und seht euch die Erziehung meiner Tochter an, und dann zeigt mir einmal, ob ihr auch so ausgezeichnete Resultate aufzuweisen habt! Ja, diese Erziehung ist eine Frucht der Freiheit und des freien Gedankens."

Ein leises Klopfen ließ sich von draußen vernehmen. Die Portiere öffnete sich und eine hübsche junge Dame trat ein. Es war Germaine. Sie ergriff ein Taburett und setzte sich zu Füßen des Vaters nieder.

"Bist du müde von der langen Sitzung?" fragte sie. "Ich würde es bedauern, denn ich wünsche, daß du den Abend deiner Tochter widmest."

"Woher auf einmal diese Idee der Einsamkeit? Du weißt doch, ich muß die Leute anziehen, damit du in der Lage bist, dir nach deinem Belieben einen Mann auszusuchen, mit dem du die guten und bösen Tage des Lebens teilen sollst."

"Nach meinem Belieben!" wiederholte sie mit einem Lächeln. "Du bist somit nicht einer jener barbarischen Väter, die ihrer Tochter einen Bräutigam aufzudrängen oder irgendeine Neigung im Herzen ihrer Tochter einfach unterdrücken."

Der kraftvolle Mann, der zwei Stunden vorher ein Parlament in Schrecken hielt und sich einen Spaß daraus machte, den Zorn anderer zu entfesseln, um ihn zu dominieren und zu besiegen, derselbe Mann wurde mit einem Schlag schluchtern; es quälte ihn plötzlich etwas, er hatte das Gefühl einer herannahenden unbekannten Gefahr.

"Selbst wenn ich ein barbarischer Vater sein wollte, ich könnte es nicht, denn du bist ja majoren und kannst tun, was dir beliebt. Hast du deine Wahl etwa schon getroffen?"

"Ja", erwiderte sie freimütig.

"Da bin ich doch neugierig, den Namen des Erkorenen zu erfahren."

"Ach, Vater; er steht so hoch über allen anderen!"

Ein leiser Schauer durchzog die Glieder des starken Mannes. Nach einem Augenblick tiefster Stille rückte die Tochter einen Schritt näher.

"Ich will dem Herrn dienen und ins Kloster gehen!"

Darauf hob sie den Kopf und richtete den Blick auf den Vater. Dieser war so blaß geworden, daß sie eine Ohnmacht befürchtete und sich erhob, um nach Hilfe zu rufen. Der Staatsmann aber, der gewohnt war, sich bei unerwarteter Bestürzung rasch wieder zu fassen, rief seine Tochter wieder zurück. Doch seine Stimme zitterte noch, als er sie fragte:

"Seit wann trägst du dich mit dieser Absicht?"

"Seit drei Jahren."

"Von wem hast du diese Idee?"

"Von niemand."

"Hast du etwa deiner Hauslehrerin schon hier von erzählt?"

"Nicht ein Wort. Du bist der erste, dem ich hier von Mitteilung mache."

"Aber es muß doch irgendein Leitsaden bestanden haben, der dich dem Abgrunde entgegenführte?"

Sie antwortete nicht darauf, sondern schien zu überlegen.

"Ich will dir die Ursache erklären. Vor etwa vier Jahren machte ich mit meiner Hauslehrerin einen Spaziergang, und wir kamen auf einer einsamen Straße an einem zerstörten Christusbilde vorbei. Das Kreuz war leer und der Christus lag zerbrochen am Wege. Ich sammelte die Stücke, ließ mich auf den Stufen des Kreuzes nieder und setzte das Christusbild zusammen, etwa so wie ein Kind, das sich mit seinem Baukasten amüsiert. Wir suchten die fehlenden Stücke zusammen, und bald lag das Christusbild zwar zerbrochen, aber doch ganz auf den Stufen des Kreuzes. Als ich meine Arbeit bewunderte, gab das Fräulein, das sich an der Zusammensetzung beteiligt hatte, dem Christusbilde mit dem Zunge einen Stoß, daß die Stücke wieder in alle Winde flogen. Ich wagte nicht, zu protestieren, aber seit jenem Tage erwachte in meiner Seele der Keim eines Triebes, den du nicht hineingelegt hast, auch nicht die Hauslehrerin. Heute tritt dieser Keim als gereifte Frucht aus meiner Seele heraus. Als das Fräulein mir erzählte, daß die Welt und ihre Pracht das Resultat unbekannter Kräfte seien, da genügte es mir, den Duft einer Blume einzufangen, dem Fluge eines Vogels zu folgen, ein Insekt zu betrachten, den Blick zu den Sternen zu erheben, um zur Ansicht zu kommen, daß es etwas Übernatürliches geben muß, was alle diese Herrlichkeiten geschaffen hat. Auf meine schüchterne Frage, wer denn dieses übernatürliche Wesen sei, erwiderte die Hauslehrerin in 'wissenschaftlichem' Sinne, im Sinne jener Wissenschaft, die mir vorkommt, wie die Übersetzung der Werke eines großen Meisters durch einen Schüler, eine Übersetzung, in der so viele Fehler und Unrichtigkeiten enthalten sind, daß sie von der fortschreitenden Zeit beständig korrigiert werden müssen. Und als du mir sagtest, daß der Tod ein ewiger Schlaf sei, da fühlte ich, daß mein Körper wohl einschlafen könne, aber daß ich in meinem Innern eine Flamme trage, die nie erlischt. Vater, in solchen Stunden dachte ich mit Betrübnis an dich; aber das zerstörte Christusbild tröstete mich und richtete mich stets wieder auf. Ich fand in seinen Schmerzen eine ungeahnte Kraft, ich flehte zu ihm, daß auch du ihn lieben mögest, wie ich ihn lieben gelernt habe, denn ich will ihm gehören für Zeit und Ewigkeit."

Darauf schwieg sie, ergriff die Hände ihres Vaters und drückte einen Kuß darauf. Diese kind-

liche Zärtlichkeit ließ ihn aus seiner Betäubung erwachen, und gelassen sprach er:

"Galiläer, du hast gesiegt!"

Des Kindes eindringliche Sprache hatte sein Herz erreicht. Er wollte nicht mehr kämpfen, er konnte nicht mehr kämpfen. Er gab seiner Tochter ein Zeichen zu gehen, denn er wollte allein sein.

Und als er allein war, sah er plötzlich seinen ganzen menschlichen Ehrgeiz in Nichts zusammenstinken. Ein zerschlagenes Christusbild! Ein Sakrileg, zu dem er durch seine gottlosen Reden angestiftet hatte! Und dieser Christus rächte sich jetzt auf diese Art! Er, der große Staatsmann, hatte sich getäuscht! Er wollte Frankreich entchristlichen, und nun gelang es ihm nicht einmal, sein eigenes Kind zu entchristlichen! Wie will er die Lichter am Himmel auslöschen, wenn sie solche Refflexe in die Seele seines eigenen Kindes werfen!

Und vor seinem irrenden Geiste zerriss der dichte Schleier der Finsternis. Er sah den Schlüssel des übernatürlichen Geheimnisses, das er so scharf bekämpfte. Auf sein Geheiß mußten sämtliche religiöse Embleme verschwinden, damit nichts Neuerliches die Ideen wieder zum Erwachen bringen, welche er aus dem Herzen seiner Tochter bannen wollte; und auf dem Grunde der Seele des jungen Mädchens hatte sich das Bild des Gefreuzigten von neuem erhoben und alle anderen verdrängt. Dieser allmächtige Meister hatte also unerreichbare Zufluchtsorte, wo er regiert, befiehlt und den Kampf seiner Gegner mitleidig belächelt!

Der große Staatsmann sammelte die ganze Nacht. Als die ersten Sonnenstrahlen hinter Montmartre hervorleuchteten, kniete er nieder und weinte....

Am 27. April 1. J. starb zu Schwanenstadt in Oberösterreich der Hochwürdigste Herr Dechant und Stadtpfarrer Johann Huber. Dieser hochverdiente Priester, dessen Name in den weitesten Kreisen einen gar guten Klang hat, zählte seit vielen Jahren auch zu den eifrigsten Förderern des katholischen Missionslebens. Zeuge dafür sind die trefflichen Berichte, die er darüber mit unermüdlichem Eifer in jeder Nummer der Linzer theol. Quartalschrift veröffentlichte.

Auch der Mariannhill Mission war er seitens mit besonderer Liebe zugetan, sobald ihm unser Haus zu ständigen Dank verpflichtet bleibt. Sobald wir von seinem Hinrichten hörten, wurde in der Kollegiatkirche in Mariannhill ein feierliches Requiem für ihn abgehalten, und auch an der täglichen Totenmesse, die dojelbst gelesen wird, wird er für alle Zukunft teilhaben. R. I. P.

Das Krüppel.

Krüppel riefen sie ihn, den guten, kleinen Hirten aller Gänse im Dörfchen. Er war verwachsen, der arme, kleine Kerl. Seine Mutter einzlig hatte ihn nicht so genannt und ihn oft getrostet, er sei gar kein Krüppel, verborgene Engelsflügel trage er unter den Schultern. Längst war die Mutter tot und ihr Kind fiel der Gemeinde zur Last, das heißtt, er aß jeden Tag in einem anderen Hause das, was Bauern und Gefinde übrig ließen.

Wie im Körper, so ist er auch im Geiste minderwertig, hat der Herr Bürgermeister gesagt, der braucht mit lang auf den Schulen umeinander zu hocken, der

taugt zu mir weiterem, als die Gänse zu hüten. Und das tat das Krüppel denn auch willig und gern.

Draußen, vor'm Dörfchen, wo's Bächlein lustig murmelt, und's Gras so saftig steht, da trieb er seine Gänse. Eine Tanne wuchs hier, die einzige in der sonst kahlen Umgegend. Aus schönerer Gegend mochte der Wind das Samenorn gebracht haben, und hier in der lehmigen Erde war es aufgegangen und wuchs nun hoch und schlank zur immergrünen Tanne, schön wie wohl keine ihrer Schwestern in der Heimat. Weil's so a schöns Plätzle ist, hat der Bürgermeister gemeint, wollen wir a Bildstöcklein hinziehen. Und's Bildstöckle ward gesetzt und noch a Bänkle davor, und auf dem Bänkle ruhte seither der kleine Gänsehirte täglich und sah oft mit gefalteten Händen zur Mutter Gottes und zum Jesuknäblein auf.

Am Martinstag, da bekam der Gänsebub etwas zum Präsent von des Herrn Pfarrers Schwestern, der weichherzigen Jungfrau Nettchen, heuer einen bunten, selbstgestrickten Wollshawl.

Der Bub hatte nun "a helle Freud" daran und tat ihn sorgsam beiseit "Uf de Winter". Und als der nun über's Dörfchen kam, als der erste Schnee gefallen, da führten kleine, derbe Spuren von Holzschuhen vom Dörfchen querfeldein, hinüber zum Bildstöckle der Tanne. Schon oft hatte das Krüppel in seinem einsältigen Gemüt gedacht, wie's frieren müsse im Winter, das zarte Jesuknäblein in den dünnen Windeln — nun eilt er, es vor der ersten Kälte zu schützen. Mühsam kletterte er hinauf zum göttlichen Knaben und wickelte, so gut es gehen will, den bunten Wollshawl von Jungfer Nettchen uns Jesukind. Dann steigt er befriedigt wieder hinab und setzt sich gewohnheitsgemäß aufs niedere Bänkchen.

Dichter und dichter rieseln unterdes die Flocken vom Himmel, die Erde zur Christnacht in Weiß zu hüllen, und als am Morgen die Glocken den heiligen Tag verkündeten, waren die kleinen Fußspuren vom Dorfe zum Bildstöckle verjchnet, selbstam sah's Jesukindlein in den Armen der Mutter Gottes drein, und unten auf dem Bänkle saß der kleine Gänsehirte, die Händchen gefaltet, erstarrt von Schnee bedekt, dem Krüppel waren die Flügel gewachsen.

Die kleinen Theologen. Der kleine Otto äußert dem jüngeren Brüderchen Audi gegenüber Bedenken an der Schöpfungsgeschichte: "Das ist doch schon so schrecklich lange her; woher wissen nur die großen Leute, wie das zugegangen ist?" — Audi: "Wahrscheinlich aus der — Zeitung!" — Ein andermal erklärt Otto dem Brüderchen die Bedeutung der christlichen Feste. "Weihnachten ist der Herr Jesus geboren, Ostern ist er auferstanden und Pfingsten . . ." — Audi: "Pfingsten ist er wahrscheinlich gerimpft worden." — Der kleine Ernst berichtet, am Dreikönigstage aus der Schule kommend: „Heute haben die katholischen Jungen gefehlt. Weißt du, Vater, wenn die drei Könige evangelisch gewesen wären, dann hätten wir Evangelische freigehabt.“

Prinzen-Erziehung. Erzieher: "Können mir Hoheit über die Sterne etwas sagen?" — Prinz schweigt! — Erzieher: "Ganz gut, Hoheit, ganz gut, über die Sterne wissen wir so gut wie nichts!"

Die Hauptsaache. Herr: Nun, was weinst du denn so sehr, Kleiner? — Kleiner: (auf seinen Schulkameraden zeigend): Der hat mir mein Butterbrot über die Mauer geworfen." — Herr: "So . . . mit Absicht?" — Kleiner: Nein, mit Leberwurst."

Der Engel des Herrn.

Am Rande eines Mühlbaches saßen abends spielend zwei Kinder und erfreuten sich an den hübschen Blumen und Gräsern, die längs des Grabens blühten. Plötzlich rutschte das kaum 2½ Jahre alte Söhnchen des Müller aus und fiel in den Bach. Der gerade hinzukommende Müllerbursche sprang sofort nach, konnte aber das Kind nicht mehr erhaschen, denn das rasch fließende Wasser trieb den Kleinen mit graufliger Geschwindigkeit dem Mühlrad zu. Ein banger Augenblick kam; der Kleine musste unschwer unter dem Rad zermalmt werden. Da tönte die Ave-Glocke und machte zum „Engel des Herrn.“ In diesem Augenblick stand das Rad still. Der brave Müller hatte beim Ruf der Glocke das Rad abgestellt und fasste drinnen die Hände zum Gebet, ohne zu wissen, daß er damit sein Kind rettete. Der Müllerbursche konnte nun das dem Tode schon zutreibende Kind ergreifen und den Eltern zurückbringen. Leider ist der schöne Brauch, beim Ave-Läuten den Engel des Herrn zu beten, aus mancher christlichen Familie geschwunden.

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt.
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Goethe.

Der mit interessanten Erzählungen und vielen Illustrationen ausgestattete **Mariaanhiller Kalender pro 1911** ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Verkäufern zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pf., für Österreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Montlingen, S. G., Ganterswil, Weingarten, Bochum, Münstermaifeld, Hemmerden, Gerrenswiler, Würselen, Söfferheim, Overath, Wadgassen, Emmerich, Aachen, Eich, Neunkirchen, Büderich, Düren, Rhedeburg, Rüttenscheid, Mehren, Eichercheid, Oberfeld, Kaiserswerth, Krabenvinkel, Blechen, Bonn, Köln, Schloßhütte, Nachen, Pachten, Nehlingen, Eichweiler, Borghorst, Widdeshoven, Düsseldorf-Eller, Much, Uer, Göttelborn, Fördern, Merzlich, Niedersfeld, Weiersmühle, Vorbeck, Wevelinghoven, Rehlingen, Gelsdorf, Gelsenkirchen, Hensweiler, Nohren, Hüdeswagen, Flage, Walzbach, Haunsbach, Weyerath, Lüdinghausen, Schmalbrolsch, Bottrop, Havixbeck, Moers, Krefeld, Miltenbach, Lette, Eich, Rödinghausen, Dortmund, Witzfeld, Gelle, Münster, Unna, Büsbach, Altbagen, Ingenbroich, Commlingen, Rothberg, Rheine, Gürzenich, Werne, Schoppinich, Naessfeld, Benn, Walheim, Niederau, Medebach, Duisdorf, Wassenach, Bischwinkel, Müllingen, Hagenau, Schüttighein, Grendelbruch, Schönbrunn, Sädingen, Hundheim, Hettigen, Frankenbrunn, Bieckach, Säffelsheim, A. Schw. in Oberw., Stieffeld, Zwiefalten, Rodern, Thannhausen, Waldshut, Urloffen, Rohrbach, Ludwigshafen, Sebalb, Gilching, Götzweinstein, Karlsruhe, Utweil, Derendingen, Gams.

Dankdagungen

gingen ein aus: Trauteneu, Königswärth, Wiesau, Ludwigshafen 2mal, Hausaach, Saarallen, Ellendorf, Hüfingen, Karlsruhe.

Einer unserer Missionäre, der schon wiederholt so schwer krank war, daß ihn die Ärzte bereits aufgegeben hatten, erhielt durch vertrauliche Anrufung der Mater Immaculata und des hl. Joseph die volle Gesundheit wieder, so daß er ungehindert all seinen schweren Berufspflichten nachkommen kann — Tausend Dank

daher der Immaculata, dem hl. Joseph und den sonstigen Patronen, die ihm durch die Macht ihrer Fürsprache geholfen!

Gebets-Empfehlungen

für verschiedene Anlieger gingen ein aus: Köln, Mainz, Wiesbaden, Gonzenheim, Frankfurt a. M., Erfurt, Berlin, Söfelsheim, Stuttgart, Adern, Freiburg, Bruchsal, Wittighausen, Wilsbach, Abtsgshofen, Wallburn, Lauda, Nördlingen, Kempten, Ulm, Augsburg, Würzburg, Lohr, Aschaffenburg, Karl, Greifstadt, Dachau, Münnerstadt, Kronach, Glanzburg, Böbenheim, Bischöfen, Ruffach, Grünsfeld, Schweiz.

Einer unserer Missionäre empfiehlt sich in einem großen Anliegen dem Gebete aller Leser des Vergißmeinnicht.

Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Marie Gisler, Altdorf, Aloisia Keel, Rebstein, Kreuzenzia Widner, Fecht, Herr Billiger, Sins, Jakob Fürrer, Neudorf, Katharine Wesner, Gams, J. A. Brülsauer, Wil, Josephine Müller-Hänsler, Schaffhausen, Barb. Antonia Böhler-Brülsauer, Haslen, Kaplan Eduard Zurbriegen, Glis b. Brig, Berta Herbrand, Simmerath, Alois Janier, Esen, Johann Becker, Wittlich, Christine Niedermacher, Köln, Elisabeth Hesse, Grevenbrück, Franz Augustin, Nehlingen, Christina Schürmann, Beden, Witte Th. Hoppmann, Altenhain, Frau Th. Schlüter, Kettelfäßl, Josef Orbach, Altbaen, Maria Happ, Aystadt, Wilhelm Laabs, Eichweiler, Anna Kerselsb., Rotteln, Matl. Fischer, Pachten, Schw. M. Hubertus Fieber, Neisse, Karl Stotz, Oppeln, Karl Witsuba, Ober-Slogau, Franz Fidler, Pr., Schwammelwitz, Barbara Rothe, Schmotheissen, Frau Brunner-Nellen, Neuentrich, Marie Josuaran, Tübach, Frau Fischer, Dietikon, Paula Blattmann, Oberägeri, Herr Schulz, Steinen, Eine Wohltätigerin, Sedelholz, Frau Eisenring, Feldegg, Ferdinand Blaimischin, Wels, Johann Gabach, Freinacht, O.-Ost, Jakob Anfer, Ebbs, Tirol, Theresa Rohregger, Michelbör, Magdalena Trattner, Graz, Franz Kirchner, Ladis, Johanna Migo, Kriebau, Matthias Göhndorfer, Rohrbach, Anna Traufellner, Linz, Dechant Alois Littl, Linz-Urfahr, Josef Brugger, Pfarrer-Werten, Jos. Bart, Th., Detar u. ven. Pfarrer von Anderf., Frau Graf, Raibing, Anna Schneider, Hinterfetten, Anna Hamada, Traun, Schw. Almata Reinl, Oberin, Nürnberg, Johanna Nisselberger, Weiz, Jakob Ecli, Kurtina, Elisabeth Mayer, Königsberg, P. Franz Schwab, Kremsmünster, Michael Wissenbach, Langenfeld, Alois Hermans, Wiedrath, Richard Münster, Überich, Matl. Jos. Knips, Walpersheim, Clemens Schlotmann und Heinrich Niemann, Botern, Josef Gladbach, Holthausen, Johanna Eicher, Hagen, A. Ramini, Metz, Bochum, Matthias Sachen, Bettenfeld, Elfrieda Mida und Frau Gräsmus, Nachen, Frau Kitz, Düsseldorf, Jakob Ali, Bonn, Dorothea Simon, Niedersfeld, Friederika Benne, Bechta, Heinrich Lülf, Hegendorf, Franziska Schade, Paderborn, Franz Schröder, Werth Maria Rötti, Ottersweier, Witte Th. Engel, Birkenhördt, Barb. Schieber, Altheim, Karolina Chr. iher und Chemann, Eisenhal, Cuno Kammandel, Geisa, Michael und Anna Maria Bonifaz und Anna Baumgartner, Michaelisneukirchen, Elisabeth Silverhorn, Holzheim, Madame Maien, Ypres, Madame Van Caille-Bergman, Bruges, Klara Rother, Breslau, Rosenheim, Theresa Fehler, Mühlhausen, Anna Maria Etel, Achen, Pfr. Alois Ernst, Igersheim, Amand Zwicker, Pfr., Reichsdorf, Marie Aufenthaler, Mül. pfr. Kath. Walle, Heckendorfheim, Johann Werner, Sindersdorf, Elisabeth Wolf, Mendt, Kreuzenb. Niegner, Senden, Konstantin Pfeiffer, Pfr., Eiterfeld, Ludwig Schweiger, Lierbach, Karolina Gerber, Bliemichweiler, Maria Striper, Sulzenoos, Maria Michl, Hartbauen, Kunig. Grasser, Evermannsfeld, Karl Pfeiffer, Würzburg, Johann Hoff, Eichsen, Remigius Liebherr, Trierenholzen, Konstanze Pfeiffer, Eiterfeld, Frau Reutemann, Leipz., Andreas Weiz, Waldsassen, Karl Zimmermann, Gernsbach, Georg Nold, Kastellkirch, Michael Gerber, Großrinderfeld, Matthias Lohr, Vipperfischen, Matthäus Franz, Wiesen, Josephine Kippel, Frankfurt a. M., Bernard Gömann, Spahl, Karl Bacher, Pfarrer, Lindkirchen, Magdalena Göppel, Burgoberbach, Josef Hintersberger, Hörmannsberg, Elias Zimmermann, Rhina, Michael Linsentricher und Michael Hauf, Rieden, Franz Xaver Wiesmüller, Gilberg, Maria Zimmer, Buffalo, N.Y. Andreas Kehres, Spieleville, Art. Edward Hammann, Cincinnati, Ohio, Susanna Demuth, Gilbertsville, Iowa, Gerhard Schulte, West-Point, Iowa, Ottilia Kraft, Brooklyn, N.Y. Christina Hilbesheim, Caenville, Wis.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Überentlastung jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg